BADISCHE HEIMAT

Mein Heimatland BADISCHE KÖPFE 47. Jahrg. 1967. Heft 1/2

Zur Frage eines neuen Gött-Bildes

von Wolfgang Bühler, Überlingen

Es gibt Gestalten und Phänomene unserer Geistesgeschichte, denen gegenüber zu gewissen Zeiten die Fragen des „wie" den Vorrang gewinnen vor Fragen des „was", Probleme der Methode vor den Problemen der Sachen. Das scheint mir im gegenwärtigen Augenblick bei Emil Gött zuzutreffen. Ein neues Gött-Bild ist zur „Frage" geworden. Das „was" der Sachen steht — wenn auch teilweise noch ungenügend erkundet — außer Frage, wenn auch leider nur für einen kleinen Teil unserer Gebildeten, da durch mangelhafte Publikation seit 1944 der Kreis derer, die Gött aus seinen Selbstzeugnissen kennen, immer enger wurde. Doch sind diese Zeugnisse weithin gesammelt und wenigstens wissenschaftlich verfügbar. Da uns jedoch Gött als Persönlichkeit und seine Werke als Literatur nicht eindeutig und abgerundet gegenübertreten wie beispielsweise bei seinen Landsleuten J. P. Hebel und J. V. v. Scheffel, liegen die Schwierigkeiten der Aneignung in der Weise des Sehens und Erkennens, dem Weg unserer Annäherung. Das erfordert eine grundsätzliche Besinnung auf die Einstellung des Sehwinkels und eine Absteckung des Standpunktes für ein neues Gött-Bild.

Die Problematik gewisser überkommener, allzu eindeutiger und nicht mehr an uns selbst geprüfter Einstellungen ist in aller Schärfe aufgebrochen in der Festrede zum 100. Geburtstag Götts, die Dr. Eberhard Meckel am 10. 5. 1964 im Augustinermuseum in Freiburg i. Br. gehalten hat. Doch wenn diese harte Auseinandersetzung auch aus der Festgefahrenheit tradierter Urteile und der lauen Windstille der Diskussion herausführte, so hat sie doch weniger ein neues Gött-Bild als Frage und Aufgabe bewußt gemacht, als vielmehr — hinsichtlich der Dichtung in Form einer „Abfertigung" — ein neues Gött-Bild des Redners entworfen, das wir im Ganzen als unbefriedigend und nicht minder strenger Kritik würdig empfinden. Dennoch werden manche seiner Aspekte einer künftigen Diskussion fruchtbar bleiben.

Es liegt uns fern, hier ein „Gegen-Bild" oder überhaupt nur ein neues Gött-Bild inhaltlich zu entwerfen. Es ist leichter, negative als positive Prämissen zu geben und zu sagen, wie es „nicht" beschaffen sein kann. Es wird in jedem Falle „sachbezogen" sein müssen, d. h. es kann nur in engster Fühlung mit den Zeugnissen des Lebens und der Dichtung erwachsen. Pauschalurteile über Gött als Dichter und Menschen, wie wir sie aus summarischen Exposés der Literaturgeschichten beziehen könnten (obwohl es nur überholte gibt) und wie sie vielleicht mancher gern für ein ästhetisierendes Geschmacksurteil ausmünzen würde, helfen nicht weiter. Wissenschaftlich fordert ohnedies die neuerliche Sichtung und Katalogisierung des Nachlasses und der Umstand, daß z. B. die Tagebücher nur auszugsweise veröffentlicht sind, Sachgebundenheit als erstes Prinzip. Gründliche Kenntnis der Quellen, hinhorchendes Verstehen, Maßnehmen und Vergleichen nach zuvor geklärten Prinzipien bilden wesentliche Voraussetzungen.

Bei solcher Einstellung wird eine Grundsatzfrage nach dem Wert und Rang von Götts Dichtertum zunächst in den Hintergrund treten können und müssen. Es sei hier dennoch auf sie eingegangen, weil sie die Diskussion kurze Zeit erhitzte und bezüglich eines neuen Gött-Bildes der Klärung bedarf. Daß Gött, der sein Dichtertum mitunter in unverständlicher Weise leugnete oder befehdete, keiner der großen und begenadeten Dichter war gleich seinen Zeitgenossen Hauptmann, Hofmannsthal, Rilke und George, daran hat nicht nur die Literaturgeschichte, sondern er selbst keinen Zweifel gelassen. Sind jedoch gerade wir Deutschen nicht zu leicht geneigt, vor allem, wenn es sich um Dichtung handelt, die Anbetung der Größe so weit zu treiben, daß man im bloß Geringeren das Geringe sieht und mißachtet? So lag und liegt bezüglich Gött der Kurzschluß nahe, da er nicht in eine „höhere" Literatur einzustufen sei, falle er billigerweise in die „niedere" Klasse einer flachen Zeit- und Tagesliteratur. (Die Gleichstellung der „Mauserung" mit der Unterhaltungsliteratur der „Marlitt".)

Eine weitreichende und nachhaltige literarische Wirkung als Dramatiker hat Gött allerdings nie gehabt. Hermann Bahr hat auf ihn als einen der wenigen echten deutschen Komödiendichter hingewiesen, Emil Strauß, Hermann Burte, H. E. Busse, Phillipp Witkop, Franz Schneller haben ihn als Dichter geliebt und verehrt. Die Wirkung Götts in seiner Zeit beschränkte sich auf den „Schwarzkünstler", seine posthume Wirkung auf die 20er und 30er Jahre und ist somit, zumal sie auf Süddeutschland beschränkt blieb, „historisch" geworden. Dennoch verbietet es sich, unter Berufung auf die Wirkungsgeschichte Gött als Dichter gleichsam „abzuschreiben". Natürlich hat die dramatische Dichtung seit Götts Zeit eine Wendung um 180 Grad gemacht, und es wird der Graben immer tiefer. Unser Urteil können wir jedoch nicht auf die Historie oder unser verändertes subjektives Zeitgefühl abwälzen. Wir sind mit stil- und literaturgeschichtlichen Analysen noch sehr mangelhaft ausgerüstet, die generelle Wertungen legitimierten.

Als Grundsatzfrage hebt sich die Frage jedoch selbst auf, wenn wir sie als Frage nach einem neuen Gött-Bild zu der nach einem neuen Menschenbild Götts erheben. Auch E. Meckel sah diese Notwendigkeit, da vom Menschen Gött etwas geistig Unzerstörbares ausgeht. Läßt sich jedoch vom dichtenden Menschen der „Dichter" gleichsam abspalten? Den Dichter müssen wir zumindest so weit gelten lassen, als er uns den Menschen erkennbar macht. Und das ist bei Gött wie bei jedem andern Künstler der Fall: worin träte der Mensch deutlicher zutage als im Werk!

Es gibt Künstler und Dichter, bei denen ein leidenschaftliches Interesse für die Person des Menschen die Voraussetzung für ein Interesse an seinem Werk ist. Man kann Kafka nicht lesen, ohne sich für Kafka selbst zu interessieren, der „sich" in jedem Werk transponierend objektiviert. Dieser Grundverhalt ist bei Gött der gleiche, wenn auch die Objektivierung weniger vollkommen und gültig geschieht. Es ist seine Größe und Grenze, daß er sein Werk im Ichhaft-Subjektiven verankerte und sich nur dem erschließt, der an „ihm" teilnimmt. Für viele bedeutet dies nicht nur Grenze, sondern auch Schranke. Vom Menschen her findet sich auch neuer Zugang zur Dichtung. Das bleibt für die Rangfrage nicht unerheblich, läßt sie jedoch vorerst zurücktreten.

Auch Götts Dichtung wurzelt in der einheitlichen geistigen Grundstruktur seiner Existenz.

Welches ist die Grundstruktur seiner Existenz? Götts „Ich", zwar einer erd- und heimatgebundenen Gemeinschaft entwachsend, ist nicht mehr ungebrochen „Glied" solcher Gemeinschaft, sondern stellt sich zuweilen isoliert, zwiespältig, kritisch den Zeit-, Glaubens- und Staatsmächten seiner Zeit gegenüber. Blieb für Menschen wie

J. P. Hebel oder Heinrich Hansjakob das „Ich" eingebunden und geborgen in einem „Wir", so stand es für Gött zunächst in der Situation des einsamen „Ausnahmemenschen" im Sinne Kierkegaards. Deshalb wird Gött nie eine so populäre Gestalt wie jene sein.

Das Verhältnis des „Ich" und „Wir" beunruhigt sein Dasein jedoch als drängendste Frage. Der Mensch vermag sich auch für ihn nicht als ästhetisches, soziales und sexuelles Ich freizusprechen. Weder für die Frau, noch für den Mann wird Emanzipation, sondern gerade neue Gemeinschaft gefordert. Zwar kann dem Ich seine Selbstverantwortung kein Mensch und kein Gott abnehmen, muß dieses „seinen" Weg in freiem Selbstsein suchen und finden, aber es gewinnt sich nur im Dienst und Dasein für das „Wir", für Mitmensch und Menschheit. Sich ausschließend und abkapselnd frönt es nur seinem kleinen Zweck und Nutzen. Das umschreibt Götts Freund Emil Strauß treffend, wenn auch vergröbernd, wenn er diesen einen „Altruisten auf egoistischer Grundlage" nennt.

In diesen in vielen Gedanken bezeugten Grundstrukturen seiner Existenz sammeln sich Götts Leben, Schaffen, Dichten, Denken und Erfinden wie in einem Brennpunkt. Indem er unabhängiger Bauer wurde, gehorchte er dem freien Gesetz seines Ich. Dazu erträumte er sich „seine" Frau. Seine erfinderischen, wirtschaftlichen, sozialen Unternehmungen wurzelten in einem Ethos des „Wir". Lächelnd nahm er es hin, wenn sie ihn um seinen erhofften und errechneten Nutzen immer wieder betrogen. Er „pfiff" auf die „Habseligkeiten dieser Erde", darin wurzelte sein Humor. Natürlich hat er, der nur für sich und zuweilen die Mutter zu sorgen hatte und keine lenkende weibliche Hand neben sich fühlte, auch vieles verwirtschaftet, was die Selbstanklagen und Depressionen der Tagebücher nicht verbergen.

Es verbietet sich, ein solches Leben nachträglich reglementieren zu wollen mit Erwägungen wie: „Hätte er doch alle Kräfte auf seine Dichtung gewendet? Hätte er seine Erfindungen realistischer ausgewertet? Er hat sich ins Vergebliche zersplittert." Die Gött-Forschung macht immer deutlicher, daß es weder einen „mißglückten Erfinder" noch einen „mißglückten Poeten" Gött gibt. Seit Roman Woerner hat man sie gegeneinander ausgespielt.

Wenn man nun Götts Dichten auf seine geistige Existenz bezieht, so ist zunächst zu sagen, was es bei ihm „nicht" ist, nämlich freie, spielerische Betätigung der Phantasie. Wenn man von ihm als von dem Dichter mit der „sittlichen Phantasie" sprach, hat man etwas Richtiges erkannt, nur sollte der Begriff konkreter gefaßt werden. Gottfried Keller, dem Typus des reinen und großen Poeten, wäre er gewiß zu „lehrhaft" gewesen. Doch das Didaktische, das ein „Bilden" und Formen des Menschlichen ist, ist der Impuls seines Dichtens. Unter den Lehrern und Erziehern bei den Dichtern hat er seinen Platz.

Als Dramatiker und Lustspieldichter bildet er das Ich zum freien und heiteren Selbstsein, indem er es in einen letztlich glückhaften Bezug zum Wir — der Frau d. h. der Ehe, den Mitmenschen, dem Staat setzt. Daß dies einer gewissen Schematisierung, wenn nicht Vergewaltigung der dramatischen Dichtung gleichkommt, sei unbestritten. Diese jeder „Handlung" vorgelagerte Diktion gilt es zunächst einmal anzuerkennen, ehe man zu Vergleichen und Wertungen übergeht. In den Stücken des spanischen Barock, die Gött als Vorlage zu zwei Lustspielen dienten, ist diese Ich-Wir-Beziehung kein Problem, sondern durch die ständische und kirchliche Ordnung geregelt. Gött hat diese Stücke daher völlig umgeschmolzen, und es ist schon im Ansatz verkehrt, sie ästhetisch zu vergleichen. Schon

gar nicht können oder wollen Götts Stücke ein neuer Aufguß des Alten, Übersetzungen oder Verbesserungen sein. Diesem hartnäkkigen Irrtum begegnet man immer wieder, wenn man z. B. die „Mauserung" als „Kostümstück" auffaßt und inszeniert, in diesem Falle „gegen Gött", wie z. B. ein Zeitungskritiker anläßlich der Freiburger Jubiläumsaufführung 1964 treffend — wenn auch für sich mit Genugtuung — feststellte. Ob es zumal heute auf der Bühne möglich ist, so schwierige Stücke wie die „Mauserung" auch „mit Gött" d. h. den Dichter selbst vergegenwärtigend und enthaltend darzustellen, ist eine dramaturgische Frage. Die Schwierigkeiten, die sich jedem Regisseur zumindest bei „Edelwild" und „Mauserung" entgegenstellen, Götts eigenwilliger Diktion zu folgen, dürfen nicht unterschätzt werden. Doch dürfen aus solchen Aufführungen keine unrichtigen Rückschlüsse auf die Werke gezogen werden, mag auch heute noch Lessings Gesetz Gültigkeit haben, daß nur die Aufführung den Maßstab für ein Drama bietet. Auch Paul Fechter scheint seine Urteile aus Aufführungen zu beziehen, die noch auf den Ton einer sentimentalen Romantik gestimmt waren. Eine verkehrte Einschätzung Götts als Theaterdichter mag für Eberhard Meckels These von einem „schwulstigen Jugendstil" verantwortlich sein, den er ebenso wie Hebbels Dramen als „ungenießbar" empfindet. „Operntexte, Rhetorik, Gedankendeklamationen, Pathos". Solche verzerrte Optik unterstellt dem Dichter primitive librettistische Theatereffekte, wo es sich nur um eine freilich unserer Sachlichkeit entfremdete Gefühls- und Gedankenwelt handelt. Die Frage, wie sich Gött zu dem echten, klassischen Jugend-„stil" z. B. seines Freundes Richard Dehmel und der Münchner Zeitschrift „Die Jugend" verhalten würde, in der er von 1895 bis 1902 seine Aphorismen veröffentlichte, wäre einer eigenen Untersuchung wert.

Das Primat der Erkenntnis des Menschen u n d Dichters Emil Gött fordert jedoch eine zumindest vorläufige Distanz zu diesen Fragen. Kann man Götts letztes Lustspiel „Mauserung" auch nur einigermaßen sachgerecht einschätzen, geschweige denn verstehen, ohne zu wissen und zu erfahren, welchem Erdreich gelebten persönlichen Lebens es entwächst? Das meinen wir nicht so sehr in bezug auf „Erlebnisse", als in bezug auf eine existenzielle „Haltung". Ehe man die „Mauserung" ansieht, sollte man z. B. so lottiefe Worte gelesen haben wie die vom 8. 8. 1903: „Die Welt, das Leben ist zwar voller Schikanen, aber wenn du dich nur recht und voll zu dir selbst bekennst, ohne Leid, ganz ohne Leid", denn es hat zum metaphysischen Sinn des Lustspiels im Gött'schen Sinn einen Bezug.

Hat nicht Gött selbst vom „Lustspiel" seines eigenen Lebens gesprochen? Gibt es nicht Briefe und Tagebuchfragmente, die in ihrer Einheit von schrulligem Humor und sittlicher Selbstformung kleine Gött'sche Lustspiele sind? Muß man nicht auch die „dunkle Folie" von Götts Leben und Schicksal vor Augen haben um zu ermessen, was seine Werke enthalten und bedeuten?

Leben und Dichtung lassen sich bei Gött nicht voneinander trennen. Daß mit dieser These eine gewisse Einschränkung des künstlerischen Selbstwerts der Dichtung zugestanden wird, sei unbestritten.

Die vordringlichste Aufgabe der Gött-Forschung ist daher die Biographie, die mit dem Blick auf das Leben und die Existenz Götts den „Menschen" erfaßt und erkennt und von daher das Werk von neuem erschließt. Franz Schneller hat schon eine Darstellung des Lebens seines Onkels gefordert, das selbst einen Roman bilde, zu dem nichts erfunden werden müsse. Auch Direktor Beckmann von der Universitätsbibliothek Freiburg sprach bei der Eröffnung der Gött-Ausstellung im Jahre 1964 von der Not-

wendigkeit der Erstellung einer Biographie. Diese große Aufgabe könnte meines Erachtens als Ganzes, aber auch in sich ergänzenden Einzeluntersuchungen in Angriff genommen werden — an einem „Team-work" hat es ja bisher allenthalben gefehlt.

Eine „nur" äußerliche Lebensbeschreibung verbietet sich von selbst, da Gött selbst sein gewissenhaftester innerer Biograph in seinen Tagebüchern und Briefen war. Durch seine unerbittliche Wahrhaftigkeit und Bloßlegung seiner Schwächen wie seiner Tugenden hat er zugleich einer möglichen falschen Heroisierung vorgebaut.

Der Biograph wird nicht nur fragen, wer Gött war und was er tat, sondern auch, was er gewollt hat. Das ist eine Frage, die man nicht an jeden Dichter stellt und an viele — auch bedeutende — nicht zu stellen braucht. Bei Gött ist sie unumgänglich. Die Bemühungen um ein ihm adäquates Bild mußten deshalb scheitern, weil man in ihm „nur" den Poeten oder gar den Heimatpoeten suchen und erkennen zu müssen wähnte. Es ist kein Größenwahn — was man ihm unterstellte — wenn er in einem Brief bekennt, er glaube, daß in ihm wahrscheinlich ein größerer Denker verborgen sei als ein Dichter. Nicht nur die Schärfe und Prägnanz der Aphorismen, auch die beständige gedankliche Erhellung und Fixierung in Briefen wie Tagebüchern, die denkerisch durchaus eigenständigen „Randbemerkungen" zum alten Studentenalbum können dies bezeugen, sondern auch die Tatsache, daß Gött zeitweise plante, größere philosophische Werke zu schreiben. So bleibt freilich alles fragmentarisch überliefert, was indessen noch kein Argument gegen die denkerische Substanz ist. Freunde Götts wie Moritz Heimann und Emil Strauß, die ihre Aufgabe ausschließlich in der Hervorbringung des Künstlerischen sahen, betrachteten Gött als einen „Dialektiker". Man wird im Rahmen historisch-biographischer Forschung nur zu einer Aufwertung dieser treffenden Kennzeichnung gelangen können.

Nach den „Gehalten" des Dichtens und Denkens zu forschen, hielt der Verfasser daher schon in seiner 1951 erschienenen Freiburger Dissertation über „Emil Götts Menschenbild und Weltanschauung" für angemessen. Heute stellen sich jedoch solche Fragen in dem skizzierten Rahmen biographisch-historischer Darstellung aus einem anderen Blickwinkel, dem der Gegenwart. So bedeutet die Methode zugleich historische Erkenntnis und zeitbezogene Kritik. Kritik umschließt das Positive wie das Negative. In einer Zeit, in der der Mensch als „Ich" zunehmend sich zu entfremden oder zu verlieren droht, indem er sich mit dem System einer technisierten Welt identifiziert, „während er mit sich selbst gleich sein sollte" (J. Bodamer) gewinnt eine in der zentralen Kraft der Person gehaltene Lebenshaltung, die noch Leiden und Schicksal in heiterem Vertrauen in den Seinsgrund bejahen kann, eine direkte und positive Beziehung zur Gegenwart. Andererseits steckte auch in Götts „Freiheit" die Gefahr des Dämonischen, Titanischen, Übermenschlichen, die das „Wir" und den Mitmenschen verfehlen konnte. An diesem Punkt würde beispielsweise unsere negative Kritik am Individualismus des 19. Jahrhunderts einsetzen müssen, den Gött wie wenige in sich ausgetragen, ausgelitten und zum Teil überwunden hat. Noch viele Probleme Götts ließen sich anführen, philosophische und theologische, die unserer Zeit von neuem bedeutsam geworden sind. Das kann auch der Historiker nicht außer acht lassen. Die Beschäftigung mit Gött ist daher alles andere als eine „verstaubte" Angelegenheit.

Der aus ihr fließende Gewinn für Heimatgeschichte, Geistesgeschichte und die Gegenwart ist schwer abzuschätzen.

Emil Gött und der Zeitgeist

Eine Untersuchung und Auseinandersetzung

von Alfons Hugle, Bollschweil

„Wer ein volles Gefäß trägt, muß das Gedränge vermeiden, und wessen Herz am Überfließen ist, muß einsame Wege gehen." Emil Gött

Der um alemannisches Schrifttum hochverdiente Literarhistoriker Adolf von Grolman gab dem Gästebuch der im Mai 1956 in Jechtingen, dem Geburtsort des Dichters, eröffneten Emil-Gött-Stube das Geleit mit den Worten, Emil Gött werde auch weiterhin wirken, „solange noch Menschen sich um Wahrheit bemühen und alles Äußerliche nur gering erachten".

Es liegt am Tage, daß Dienst an der Wahrheit und Pflege der Innerlichkeit keine Güter sind, welche in dieser Welt harter, materieller Tatsachen hoch im Kurs stehen. Künstler, überhaupt geistige Menschen, die in der Aufopferung für diese Werte sich verzehren, werden von ihrer Zeit und der Nachwelt „nicht an den Busen gedrückt". Auch auf den Friedhöfen des Geistes ist der Gräberschmuck unterschiedlich verteilt; der Grabschmuck allein entscheidet aber nicht über Tiefgang und echte Nachwirkung eines schöpferischen Menschen. In dieser Lage befindet sich auch *Emil Gött,* diese ungewöhnliche Verkörperung des ewigen Mysteriums: der Mensch mit seinem Widerspruch, diese faustische Persönlichkeit der Landschaften von Kaiserstuhl und Breisgau. Gibt es eine Krise um Emil Gött, wodurch seine bisherige Wertung in Frage gestellt wäre?

Ein Jubiläum und eine Festrede

Es geschah beim Gedenken seines 100. Geburtstages, das am 10. Mai 1964 in Freiburg als Morgenfeier im Augustinermuseum stattfand. Der auffällige Festredner hatte dazu aufgerufen, das seiner Meinung nach konventionell erstarrte Bild des Jubilars durch ein „umfassendes neues Menschenbild" zu ersetzen, gegenüber dem „überholten Dichter" den „Menschen neu und groß zu fassen." Die sogenannte literarische Seite sei immer unwichtiger geworden. Dieser Mensch Emil Gött aber, „der leidende Mensch, Exemplum für den Mitmenschen, den leidenden Mitmenschen an sich", das sei der „Neue Blick!" Diese neue Einschätzung vergleicht er — es lag in seiner Absicht — einer „Operation, für manche vielleicht schmerzlich, für den Patienten heilend".

Man bekam zu hören:

> „— — daß die bisherige Betrachtungsweise Götts, was die poetisch zu wertenden Dinge betrifft („also die Theaterstücke vor allem, die Lyrik, die Prosa") für unsere Gegenwart nicht mehr zu halten ist. Die Zeit für sie, von uns aus gesehen, ist mit Sicherheit vorbei; im besten Falle noch eines gelegentlichen literarhistorischen oder begrenzt heimatlichen Blickes verdientermaßen wert, mehr nicht."

Des Redners Kampfansage gegen „landläufige Klischees", „gegen die Lüge der Festrednerei" (welch löbliches Unterfangen, wo immer es angebracht ist!) rechtfertigte er mit Götts eifervollem Streben selbst für Wahrheit und Gerechtigkeit. Diesem Unbequemen war es um die Wahrheit zu tun;

> „er würde es nicht entschuldigen, sprächen wir, die wir uns seiner feiernd erinnern, unwahr davon, wie es in der Gegenwart um ihn steht." In diesem Sinn will er in seiner Gedenkrede, „von ihm aus", das Wahre mit dem Gerech-

ten verbinden, verspricht aber, in den Ehrenkranz auch die „Liebe hineinzuflechten".

Der so sprach, gilt immerhin als besonderer Kenner Emil Götts, nicht zuletzt des Teils des Nachlasses, der in der Universitätsbibliothek unter Verschluß gehalten wird. Die Gött-Freunde verdanken ihm eine im Auftrag der Gött-Gesellschaft herausgegebene kritische Ausgabe: „Das erzählerische Erbe" (1960) und die Neuveröffentlichung „Aus einem alten Album" (1962), beides im Verlag Rombach, Freiburg i. Brg., erschienen.

In seiner persönlichen, eigenwilligen Schreibart geht Dr. Eberhard Meckel von einem selbstbewußten Standpunkt aus:

> Was bedeutet Emil Gött den Jungen und Alten, „auf die es ankommt?", wobei der Akzent auf dem Relativsatz liegt.

Gerafft berichtet: der Redner verwarf die ganze Lyrik:

> „Gereimtes wohl, gedankenedel, zugegeben, schön in Verse und Strophen gestellt, und — unsäglich dünn und banal".

Höchst wunderlich, daß einem Dr. Meckel der groteske Widerspruch zwischen „gedankenedel" und „unsäglich dünn und banal" entgehen konnte!

Ferner:

> „Theaterstücke, alle aus zweiter und dritter Hand" — „mit welcher kaum mehr ertragbaren Sprache gefüllt" —, Vorgänge, „die uns nicht nur fern sind — Ferne besagt an sich nichts, wenn sich uns das allgemein Gültige von da herleiten läßt — sondern uns so gut wie nichts mehr bedeuten." — „Operntexte, Rhetorik, Gedankendeklamationen, Pathos, wer das nicht empfindet auf der Ebene einer leidenschaftlichen Bemühung Götts, ins Vergebliche zerronnen, dem ist nicht zu helfen; und es muß ausgesprochen werden." — — — „Edelwild — ein einziger verkrampfter Schwulst, nicht mehr genießbarer Jugendstil"; — „Mauserung, nicht weit von Marlitt!" — „Fortunatas Biß — ein Seelenkrampf."

Das Literarische sei nicht mehr zu beleben: „bitte, geben wir uns da gar keinen Illusionen hin!"

Dr. Meckels Angriff greift weiter aus, richtet sich gegen jede Art bisheriger Darstellung Emil Götts.

> „Alles in Vorworten, Nachworten, biographischen Notizen Gesagte: *Stückwerk!*" „Oft veraltet in den Ansichten", — „meistens am Wesentlichen vorbeigehend"; Gött müsse aus dem „Kleinanekdotischen", aus den „Geschichten" gelöst und in die „Geschichte" gestellt werden.
> Wörtlich: „Die Auszüge aus den Tagebüchern, beliebig zurechtgeschoben, wie man es eben publizistisch brauchte: das meiste stimmt ja gar nicht mehr."

Diese Vorwürfe zielen, wenn man das sonstige reichhaltige, größere und kleinere Schrifttum beiseite läßt, auf die grundlegende sechsbändige Gött-Ausgabe von Prof. Roman Woerner (1. A. 1911/1914, vergriffen) und auf die ebenfalls vergriffene zweibändige Neuausgabe durch Ph. Harden-Rauch (2. A. 1943), recht eigentlich aber auf das erste großgesehene Lebens- und Wesensbild Götts aus der Feder Roman Woerners (und seiner Schwester U. Carolina Woerner), mit seinen gut einhundert Buchseiten vom Festredner bescheiden als „Vorwort" eingereiht.

Wie man sieht, wahrlich eine sehr blutige „Operation"! Ob der „Patient" dabei nicht unter dem Messer geblieben ist? —

Eine Untersuchung
und Auseinandersetzung
Vorurteile — Einflüsse — Abhängigkeiten

Es scheint an der Zeit, daß angesichts dieser unbarmherzigen Behandlung des Jubilars — und seiner Verehrer — der Schreiber dieser Ausführungen sich als Kritiker des Kritikers einschalte. Zunächst — und ohne Beziehung auf Herrn Dr. Meckel gemeint — so seltsam es klingen mag, so ist es doch nicht von der Hand zu weisen, daß auch unser Emil Gött in der Gegenwart es noch bitter entgelten muß, während der nationalsozialistischen Ära geschätzt, gelesen und sogar auf dem Theater gespielt worden zu sein. Ein Mißgeschick, das nach 1945 noch lange Zeit den Genius Richard Wagner wie ein Makel verfolgte, das jahrelang sich an die Fersen von Richard Strauß, des deutschen Komponisten von Weltruf, heftete, und das, Namen nicht genannt, einer unabsehbaren Menge von Vertretern aller produzierenden wie reproduzierenden Künste widerfuhr, ob tot oder lebendig, die das Unglück gehabt hatten, nicht emigriert gewesen zu sein. Auch für diese Art Teilhabe an einem Stück verfemter deutscher Geschichte ist noch keine Verjährung eingetreten. Letztes beschämendes Beispiel: die Behandlung des neunzigjährigen Dichters Wilhelm von Scholz!

Es berührt daher wie eine Anwandlung jener modisch-giftigen Verärgerung, wenn sich Dr. M. über das landläufige „Klischee" vom „Bauer und Soldaten" Gött aufregt; man weiß doch, der noch lebende Gött hat sich nun mal auch gern so gesehen, wie denn die Formeln vom Bauer, Dichter, Denker, Erfinder, Turner Gött nichts anderes als Wesentliches über seine Lebensführung und -leistung aussagen wollen. Oder daß Dr. M. das Interesse, welches Gött im „Dritten Reich" genoß, schlechthin als „vollständige Verkennung" abtut. Allmählich sollte es wider Wahrheit und Geschmack verstoßen, sich zu stellen, als ob eine der Vergangenheit angehörende Periode der deutschen Geschichte einerseits — und Kulturpflege andererseits völlig unvereinbare Dinge gewesen seien; noch widersinniger und gänzlich geschichtsfremd vollends zu wähnen, man könne die Funktion dieser politischen Vergangenheit mit dem Schmähwort „Auschwitz" ein für allemal erledigen. Da man doch zu gleicher Zeit nicht so tun kann, als ob sein Widerpart, der Weltkommunismus, nicht in voller Lebenskraft noch existiere.

Man kann aus dem Lebenskampf Emil Götts keine Idylle machen. Seine Haltung im und zum Leben war zwar nicht „kriegerisch", doch „militant" (A. v. Grolman). So wie der Lebende sich davon überzeugen mußte, daß auch der sittlich hochstehende Mensch einen Abgrund in sich birgt, mit genau der gleichen unverbogenen Sicht sah er in die Abgründe der Geschichte und den Schrecknissen entgegen, die geschichtliches Geschehen auslösen kann. Auch dieser unbelehrbare Idealist lernte die Menschen kennen, wie sie sind, war jedoch nicht der Mann, darob den Glauben an Menschen und Menschheit, wie sie sein sollen und sein könnten, auf den Schutthaufen zu werfen. Das ist und bleibt sein Bezeichnendes. Darum gebricht es seinem Leben wie denkerischem und künstlerischem Werk so gänzlich an jenen Zügen, die ihn für einen gewissen Zeitgeist von heute, der sich vorwiegend, wenn nicht gar ausschließlich für die Nachtseiten des „homo sapiens" interessiert, „attraktiv" machen können. Pessimismus, Nihilismus, Zynismus: in seinem „ungeheuerlichen Leben" spielen sie nur die Rolle von Durchgangsstufen, von immer neu überwundenen Erlebnissen, niemals die von beschworenen Ideologien, modisch gepflegten „Weltanschauungen". Noch eine Feststellung: Auch Emil Gött, dieser Mensch

feinfühligsten Gewissens, dünnhäutigster Seele am Übergang zum 20. Jahrhundert, er wäre, als die Weltkriegsfurie das alte Europa in Brand setzte, noch im vorgerückten Alter, wie seine Zeitgenossen, der befreundete Richard Dehmel, und ein Hermann Löns, zu den Waffen geeilt. Als Soldat für sein Vaterland!

Zum Festredner zurück. Er möchte am Dichtertum Götts einen Kahlhieb vornehmen. Hat es getan. Er tut sich etwas darauf zu gut zu wissen, „wie es in der Gegenwart um ihn steht". Lassen wir uns nicht beirren! Geben wir dem, was bei ihm „Gegenwart" heißt, keine zu breite Basis. Es ist ein normaler Hergang auch in der Welt der geistigen, künstlerischen Leistungen, daß sie im einzelnen nicht fort und fort im Licht der Öffentlichkeit stehen. Sie haben ihre Gezeiten, treten in den Schatten der Vergangenheit. Ewiger Wechsel von Beachtung und Vergessenheit. Bedeutendes kehrt wieder zu seiner Zeit. Vergessensein entzieht nicht die Möglichkeit der Zukunft. Mit diktatorisch verfügten Todeserklärungen sei man vorsichtig.

Eine Binsenwahrheit: Keiner der großen Schöpfer lebt mit allen seinen Werken im Bewußtsein der Nachwelt. Ein unbarmherziger Schrumpfprozeß lichtet ständig die Reihen der Schöpfungen, die Anwartschaft hätten zu überleben. Die gerade Lebenden verlangen auch ihr Recht, drängen sich vor. Meisterwerke entgehen nicht dem Mißgeschick langer Verkennung („Matthäuspassion"). Willkür und Zufälle sind bei der Auslese tätig, vollends die Zeitmode hält „fürchterliche Musterung". Doch Goethes „Clavigo" oder „die natürliche Tochter" finden wieder mal auf das Theater zurück, oder Otto Ludwig, selbst Grabbe. Georg Büchner wird in der „Jetztzeit" für langes Verkanntsein entschädigt durch fast modische Beliebtheit. Stets gibt es Entdeckungen und Auferstehungen. Einige Jahrzehnte früher war dafür der Maler Grünewald ein Begriff, El Greco, die barocke Musik vor und um Bach ist es immer noch. Warum soll der Roman „Der Amerikamüde" von Ferdinand Kürnberger mit seinen verblüffend frühen Aufhellungen über „Gottes eigenes Land" literarisch tot sein, weil er in den Sortimentslisten der Buchhändler nicht geführt ist? Oder von Hermann Kurz (vergessener Jubilar von 1813!) der Roman „Der Sonnenwirt" mit seinem psychologischen Neuland! Was aus der Mode ist, besagt gar nichts. Welch ein Irrtum zudem zu meinen, der dichterische Gehalt allein bestimme Beachtung und Gefallen bei Zeitgenossen und Nachwelt. Bei dramatischen Gebilden liegt die Abhängigkeit von der geschichtlichen und sozialen Atmosphäre besonders am Tage. Auch zum Lesedrama verurteilt, ist und bleibt ohne Zweifel Kleists „Hermannsschlacht" große Dichtung, wenn auch erst die Bühne — in einer entgegenkommenden Zeitstimmung — ihren mächtig schlagenden Puls entfesseln würde. Wie andererseits das Dichterwerk an Gehalt nichts einbüßt, obschon es im Dienst von Zeittendenzen strapaziert wird. (Lessings „Nathan der Weise").

Item! Mitspracherecht des Publikums und die werbende Kraft der Zeitumstände treten in neuerer Zeit immer auffallender zurück hinter einer mehr oder weniger sichtbaren Despotie des „Kunstgeschmacks", vor einer mehr oder weniger verfolgbaren Gängelung der Leser-, Hörer- und Zuschauerneigungen und -wünsche. Wohl und Wehe zumal der optischen Künste sind weitgehend in die Hände von Geldgebern, Kunstmanagern, Theatermachthabern, Regisseuren, kurz aller der hintergründigen Einflüsse geglitten, welche als Massenmedien bekannt und greifbar umschrieben sind. Kampfgeschrei: hie Werktreue, sachlicher Dienst am Kunstwerk, dort

Selbstdarstellung von Regie und Taktstock, Unterstellung unter die selbstherrlichen Ideen der reproduzierenden Nachschöpfer.

Kommt hinzu: Auf deutschem Boden mit Vorrang, wurden die beiden Nachkriegszeiten des letzten Halbjahrhunderts zum Tummelplatz für gelenkte Anstrengungen, den militärischen Triumph west- und östlicher Mächte noch in einen weltanschaulichen Sieg auf breitester Basis umzumünzen, bestimmt, auf allen Gebieten öffentlicher Beeinflußbarkeit bei den Deutschen ein genehmes, erwünschtes Denken, Fühlen und Handeln zur Herrschaft zu bringen. Auf dem Spezialgebiet politischer Umerziehung ist der umwälzende Erfolg ausländischer Regie und binnendeutscher Hilfsstellung mit Händen zu greifen. Ein Zwischenruf? — Was habe das alles mit Emil Gött zu tun? Gemach, gemach!

Mitteleuropa mit seinem Kernstück und Kraftfeld „Deutsches Reich" ist unter den Schicksalsschlägen eines halben Jahrhunderts eingeebnet worden. Eine berechnende Geschichtsideologie kennt und will nur noch ein West- und Osteuropa kennen und gelten lassen. Folgerichtig soll auch der deutsche Geist seiner geschichtlich geoffenbarten Eigenheit und Einmaligkeit entleert und — unseren westdeutschen Raum betreffend — auf westliches Denken, Fühlen und Handeln umgestellt werden. In diesem Licht ist zu beurteilen, wenn eine bestimmte, wesentliche deutsche Dichtung vor und nach 1933 als — Deutschtümelei abgetan wird, ist zu sehen, daß ästhetische Maßstäbe, die keinesfalls erst in der nationalsozialistischen Ära angelegt und getätigt wurden, verächtlich gemacht werden von Geschmacksrichtungen, die einem verschwommenen Internationalismus sich ergeben haben. Und in diesem Lichte scheint auch der Versuch anzusetzen sein, Emil Gött als Dichter zu entthronen. Emil Gött, in dem der hochstrebende deutsche Idealismus noch einmal menschlich höchste Ziele sich setzte, und wenn sie auch nur über den Sternen zu suchen wären.

Wohlverstanden! Die Empfindlichkeit einer Gött-Gemeinde, die Entrüstung von Gött-Lesern könnte kaum erregt werden durch Bemerkungen, der Gegenstand ihrer Verehrung sei nicht mehr zeitgemäß. Für wen, der nicht dem Zeitgeist verfallen, klänge das befremdlich? Wer rechnete nicht mit dem steten Wandel der Tagesinteressen? Und wer nähme aber auch nicht Anstoß an einer verengten Auslegung des Begriffes „Gegenwart"?!

Auch so vielseitige Repräsentanten des schöpferischen Geistes wie Riccarda Huch, wie Hermann Stehr, übrigens Geburtsjahrgang 1864 wie Gött, mit ihrer gewichtigeren dichterischen Hinterlassenschaft, und deren Dichtertum anscheinend nicht bezweifelt wird, erfahren die Ungunst verfremdeter Zeiten. Um weitere Zeugen des an produktiven Köpfen so reichen Jahrzehnts zwischen 1860 und 1870 heranzuziehen: W. v. Polenz, Clara Viebig, Gustav Frenssen, Hermann Löns, Namen, in der Literaturgeschichte daheim, sie entgehen nicht dem Los, in der Erinnerung der Gegenwart zu verblassen, um so mehr, sofern sie dem neuen Richtungsidol zuwider sind. Daß ein solches Emil Gött widerfährt, ist ganz und gar nicht verwunderlich, da er auch unter seinen Zeitgenossen in besonderer Weise abstach: beinahe demonstrativ stand er zu Lebzeiten der Auswirkung seines dichterischen Schaffens im Wege, indem er sozusagen, ein modisches Wort zu brauchen, an der Aufmachung seines poetischen „Image" uninteressiert blieb.

Einzelheiten

Wir haben allen Grund, gegenüber dem Festredner von 1964 mißtrauisch zu sein. Brach er doch über den Dichter überhaupt und kurzweg den Stab. Entschied, daß Gött im Verkennen seiner poetischen Mittel schei-

terte, weil er Dramatiker sein wollte, daß er, im Gegensatz zu dem ihm befreundeten Dichter Emil Strauß, sich immer tiefer, rettungsloser, haltloser in Jugendträume vergraben habe.

Am anstößigsten, wo Dr. M. für seine Aussprüche kategorische Unwiderruflichkeit verlangte, wo er sich gar die Blöße gab, in der Kenntnis von z. T. elementaren Tatsachen — milde gesagt — Wünsche offen zu lassen. Grobe Verzeichnungen, Überschreitung gebotener Zurückhaltung sind's, die diesen energischen Widerspruch in die Schranken rufen.

> Emil Gött gab sich nie für einen Lyriker. „Gedichte machen habe ich entweder nicht gekonnt oder seither wieder verlernt. — Die Füße meines Geistes stekken eben in zu schweren Schuhen",

schrieb er in seinem Glückwunschbrief an das Hochzeitspaar Konrad Guenther — Eva Fehsenfeld am 3. 10. 1902. Ist er doch bekannt durch seine Selbstkritik, „die an Härte nicht überboten werden kann" (A. v. Grolman). Doch gebricht es ihm nicht ganz an Versgebilden schlichter Gefühlstöne. Gewiß, es gibt deren wenige. Unleugbar steht seine zahlreiche Versdichtung — gereimt oder reimlos — im Dienst seiner kämpferischen Lebensführung, seiner unablässigen Bemühung um heroische Lebenssteigerung.

Der Puls rastloser ethischer Willensanstrengung schlägt in ihr heftig und hämmernd. Gött ist immer im Aufbruch und Ansprung, nur kurze Zeit hält er Rast, die Stimme des entspannten Gemüts kommt selten zum Ausschwingen. So ist denn auch das Zwiegespräch mit dem Weibe nicht Hingabe an schmelzende Gefühle, hat die Form der Forderung, ist Anruf und Aufruf. Keinesfalls macht er es sich aber so leicht bei seinen — „Reimbasteleien" wie oft sog. moderne „Lyriker", welche sich erlauben, platte Prosa versweise aufzuteilen und als Gedichte auszugeben. Von Tollheiten einer allerneusten „konkreten Lyrik" zu schweigen. Überhaupt erscheint es reichlich verwegen, vom Ausgangsort einer offenkundig mehr im Gehirn als im „emotionalen" Bereich des menschlichen corpus beheimateten „Lyrik" her die Axt an eine Versdichtung Göttscher Art zu legen, die in der Poetik der Jahrhunderte ihren angestammten Platz in der Abteilung „Didaktik und Spruchdichtung" einnimmt. Im Abstich zu einer Lyrik neuesten Schnitts, deren Symbol nicht mehr die Leier der Griechen, sondern die technischen Signale der Industriegesellschaft sind.

Tatsächlich gibt es auch den vom Lebenskampf und Gedankenfracht noch völlig unbeschwerten Lyriker Gött. Ein kleiner Strauß jugendfrischer, bildfroher, rhythmisch kecker Wanderlieder aus den 80er/90er Jahren; wieso sollten sie dem Namen Emil Gött Unehre machen, wenn auch schon Scheffel und Baumbach, wenn die Vagantenpoesie überhaupt den Ton angeben! Am Schreibtisch jedenfalls sind sie nicht nachempfunden. Wenn einer, so war Gött ein urwüchsigster Wanderer. Bedienen sich unsere modernsten Vaganten — Gammler — anderer Stoffe, anderer Rhythmen, wandern und singen sie dann noch? — Ferner lebt der Lyriker Gött original in den vielen Naturstimmungen seiner Tagebücher: Naturkult, Sonnenaufgänge auf dem Roßkopf, Abendstimmungen, überhaupt sein rätselhaftes Einssein mit dem Kosmos, daher seine unheimliche, elementare Wetterfühligkeit.

Und keinesfalls sollte man bei Gött von *„Theaterstücken"* sprechen. Theaterdichter war er nie, dafür zu wenig fruchtbar. Theaterstücke lieferten einmal Charlotte Birch-Pfeiffer, die Schwankfabrikanten Blumenthal und Kadelburg, ein Stockwerk höher Hermann Sudermann, ohne daß dieses literarische Gewerbe den Geruch des Anrüchigen verdiente. Götts vier wesentliche Vers-

dramen sind dramatische Dichtungen, die letzten drei z. T. langem Ringen und — bei mehr und mehr gestörter Gesundheit und dem Würgegriff der Alltagssorgen — unablässigem Feilen abgerungen. In ihnen entfaltet sich ein angeborenes Talent für die Erfordernisse des Theaters; selbst Dr. M. räumt ein: „vom Technisch-Szenischen her oft bewundernswert gefügt".

Bereits der erhalten gebliebene dramatische Erstling „O Academia" (1887) zeigt diesen untrüglichen Instinkt für das Lebenselement des Dramatischen: zupackende Handlung und Szenenführung. Fähigkeiten, die, wie man hört, gerade nicht zu den Stärken des modernsten Theaters zählen. Allein — so verfügt unser Festredner — die Alemannen seien nun einmal keine Dramatiker, wenigstens nicht „die rechts des Hoch- und Oberrheins". Es ist also nichts mit Gött, Emil Strauß, mit Hermann Burte, Emanuel von Bodman. Auf die links vom Oberrhein laßt uns weiterhin gespannt sein!

In einem Aufwaschen — wie interessant! — rechnet Dr. M. auch mit Friedrich Hebbel ab, dessen 100. Todestag und 150. Geburtstag sich kurz zuvor gejährt hatten. „Beide seien am Drama gescheitert, mit ihren absoluten Gestalten, ihrer fortwährenden Selbstbespiegelung". „Das Denkerische, der nachdenkerische Trieb überwucherte alles." Meckel wagt diese Parallele, um seiner These einer kaum mehr genießbaren Dramatik die fortwirkende Bedeutung ihrer Tagebücher gegenüberzustellen, die — bei Hebbel — „ein Menschen- und Zeitbild ausfüllen, fast ohne Vergleich für seine Epoche".

Dieser Angriff auf Hebbel ist beziehungsreich. Gewiß, das Jubiläumsjahr Hebbels (1963) fand anscheinend auf den Bühnen kein sonderliches Echo. Eine lange Erfahrung hat so unrecht nicht, daß die Aufnahmebereitschaft des Publikums für die herbe und spröde Dramatik des geborenen Friesen zu wünschen übrig läßt. Von nicht geringerem Gewicht ist indes die Vorstellung, ob unser äußerlich blendendes, innerlich jedoch verarmtes Wohlstandsklima der geistigen und sittlichen Größe eines Dichters angemessen ist, der nicht zuletzt ein tiefernster Patriot und Anwalt deutscher Einheit war; desgleichen die Frage, ob für die Schwere der von Hebbel gestellten Aufgaben schauspielerisches Können und Neigung heutiger Schaubühnen vorhanden und von ihren Lenkern gefördert wird wie in Glanzzeiten eines deutschen Theaters. Keineswegs ist nämlich die Bereitwilligkeit der Zuschauer stets gleichzusetzen der Willfährigkeit jener Instanzen, die den Spielwillen der Theater betreuen und bestimmen. Gerade Hebbel hatte dies s. Zt. unter der Burgtheaterdirektion eines Heinrich Laube zu erleiden gehabt. — Nicht nur beiläufig sei die sachliche Entgleisung des Redners zurückgewiesen: Hebbels dramatische Gestalten seien „fortwährende Selbstbespiegelung". Dem Reichtum seiner objektivierenden Menschenbildung (es sind nicht lauter Holofernes, Golos, Kandaules) ist mit hitzigen Übertreibungen nicht beizukommen.

Und der Vorwurf gegen seine „absoluten Gestalten" deckt bloß die Krisenlage eines Zeitgeistes auf, dessen absoluter Relativität eine gesicherte ethische Ausgangslage weitgehend abhanden kam. — Wieder zurück zu Emil Gött. Wie beurteilt die zeitgenössische Kritik sein dramatisches Schaffen?

Der angesehene Literarhistoriker Paul Fechter, als ihm 1911 die Woernersche Ausgabe der gesammelten Werke zur Besprechung vorlag, sah vor sich Leben und Werk eines Dichters, „der zwischen Leben und Wirken einen Weg für seine Art suchte".

> „Rein für sich genommen, stehen die vier Versdramen in der zeitgenössischen Dichtung ziemlich isoliert da. Sie haben

nichts mit der Zeit gemeinsam; was sie geben, ist in dramatisch zeitlosem Rahmen zeitlos seelisches Geschehen."

Sie haben rein nichts mit der auf deutschem Boden mit so viel Systematik (Arno Holz, Johannes Schlaf) entwickelten Kunstrichtung des Naturalismus zu tun. Ein „echter Sohn der Erde", hatte Gött literarische Anregungen, nicht aber Rezepte nötig. Die Realistik und Naturalistik mancher seiner Kurzgeschichten entstammt nicht der theoretischen Retorte, obwohl auch ihm zu Ende der 80er Jahre (Aufenthalt im Vorort Friedrichshagen) die revolutionäre Berliner Luft um die Nase geweht haben müßte und spätere Aufenthalte dort engere und lose Fühlung mit Männern der neuen Literatur vermittelten (Richard Dehmel, Hermann Stehr, Moritz Heimann u. a.). Es ist indes mehr als auffallend, daß das schon genannte Schauspiel „O Academia" (Entstehung 10. bis 23. XII. 1887 Friedrichshagen), das schnell Aufnahme auf dem Theater findende Lustspiel „Freund Heißsporn" (1890), von Gött später nicht anerkannt, sowie der berühmte „Schwarzkünstler", ebenfalls um diese Zeit entstanden, völlig unberührt sind von den theatergeschichtlich umwälzenden Ideen und Tendenzen dieser Jahre. Sie beweisen, daß Emil Gött aus sich heraus und von der Tradition her etwas vom Theaterhandwerk verstand.

„Geschöpf seiner Jahrzehnte"

Gleichwohl ist er Fleisch und Blut und Geist jenes markanten Geburtsjahrzehnts 1860—1870, mit seiner strotzenden Fülle an unverwechselbaren Individualitäten, künstlerischen Persönlichkeiten, an Anregern und Schöpfern neuer Sehweisen, Stoffkreise, Schaffenswege. Eine kleine Auslese. Diesem Dezennium entsprossen jene Dichter und Schriftsteller, welche wie Gerhart Hauptmann (Jg. 1862), für lange Zeit Repräsentant deutschen Theaters und Grandseigneur unserer Dichtung, und Max Halbe (Jg. 1865) den Naturalismus auf der Bühne zu künstlerischen Triumphen führten. Kinder desselben Jahrzehnts sind auch die Männer einer literarischen Gegenbewegung, welche dem Kult der Milieutheorie und den Wegweisern Zola, Ibsen den Rücken kehrten, zur Reform des durch den Naturalismus seinem eigentlichen Wesen entfremdeten Dramas aufriefen und in Wort wie Tat eine erneuerte Kunst von formaler Geschlossenheit und inhaltlicher Größe proklamierten. Namen wie Friedrich Lienhard (1865. Ruf: „Wege nach Weimar"), Paul Ernst (1866), S. Lublinski (1868) treten in Erinnerung; die letzten beiden, im Verein mit jüngeren Schaffenden, W. v. Scholz, E. v. Bodman zur Schlagzeile vom „neuklassischen Drama" Anlaß gebend. Erwähnenswert, daß sich Berührungspunkte finden mit der Thematik Götts und dem Drama „Brunhild" von Paul Ernst (Tragödie der seelischen Unebenbürtigkeit), noch deutlicher in einigen Dramen bei E. v. Bodman („Raum für eine Seele", s. Fortunatas Biß).

In eine andere Welt versetzt uns der Ostpreuße Arno Holz (Jg. 1863), der die Signale für die Geleise der neuen Kunst in den 80er Jahren stellte; der Manager zweier gescheiterter Revolutionen, einmal der Versuch („Revolution der Lyrik" 1889), die gereimte Poesie abzuschaffen. Inzwischen ist die Reimpoesie in ihr zweites Jahrtausend eingetreten. Dann der Versuch, das Idiom der Wirklichkeit (Alltags) zur Sprache der Kunst zu machen. Die Eigengesetzlichkeit der Kunst hat sich jedoch durchgesetzt, das Mahnwort Schillers sich bestätigt:

„Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen,
Und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen."

Allein ein Arno Holz behält unsere Sympathie; noch als Fünfziger, ein Einsamer,

hauste er in seiner Berliner Dachkammer, ein Beweis, daß er kein betriebsamer Literat war, sondern ein Idealist. Nehmen wir Stefan George (1868), den Erneuerer der hohen Lyrik, die Abstand nahm von den Gegenständen der prosaischen Umwelt und den Poeten in die verpflichtende Zurückhaltung eines Klopstock zurückwies. Daneben gehalten das Gegenspiel der Theaterdichter Frank Wedekind und Otto Erich Hartleben, mit Emil Gött das Geburtsjahr teilend. Jener mit seinen erotischen Stoffen ständiger Bürgerschreck, trotzdem fanatischer Moralist, hier Hartleben mit seiner Gesellschaftskritik in elegant zynischem Gewand, mit dem burschikosen O. J. Bierbaum (1865) gleichfalls ein Widersacher des satten Zeitgeistes. Noch den ernsten Erzähler Wilhelm Schäfer (1868) genannt, den Ekkehard deutschen Wesens, Künder der deutschen Seele, so eröffnet sich dem Rückblick eine reiche geistige Landschaft, die eine unvergleichliche Spannweite aufrufender und fordernder Begabungen aufweist; jede von Sendungsbewußtsein erfüllt, ein Selbstgefühl, das für jene Umbruchszeit unbelächelter Besitz der Persönlichkeit ist.

Wenn auch nicht durch direkte Mitarbeit mit diesem Stromkreis künstlerischer Betätigung verknüpft, so ist doch die Erscheinung eines Emil Gött in diese Landschaft zu verpflanzen.

Es fehlt nicht an Berührungspunkten. Die verbissene Zähigkeit, mit der ein Arno Holz seinen poetischen Reformideen anhängt, voll Verachtung für bequemere Wege literarischen Erfolgs, begegnet uns bei Gött in der Ablehnung der Kleinwelt des Literatentums und in der großartigen Starrköpfigkeit, seiner völlig unbürgerlichen Lebensweise das Ideal unabhängiger Lebensführung abzutrotzen. Der Strömung und Stilmode des zeitgenössischen Naturalismus gegenüber gleichgültig, teilt er mit Stefan George und Paul Ernst die hohe Auffassung von der Aufgabe der Kunst und kunstwürdigen Themen, ohne wie ersterer ein gewolltes „Pathos der Distanz“ auszustrahlen oder wie die „neuklassizistischen“ Dramatiker aus theoretischen Formstudien eine Gegenkunst aufbauen zu wollen. Das soziale Lebensgefühl, das in der Dramatik Gerhard Hauptmanns, Halbes, Schönherrs zum Ausdruck kam, durchströmt von Haus aus unseren Gött, beherrscht sein Verantwortungsgefühl und praktische Lebensgestaltung bis zu dem Grade, sein Herz wehrlos zu machen vor echter und gespielter Armut.

Wie seine Zeitgenossen wird er überwältigt von den umstürzenden Gedanken und Forderungen eines Nietzsche und Tolstois, doch Denkkraft und Lebenserfahrung befähigen ihn, in schöpferischer Kritik Tolstoi zu überwinden und über Nietzsche hinauszuwachsen, eine wesentliche Seite seiner Bedeutung, die endgültiger literaturgeschichtlicher Behandlung wartet. Die reife Erkenntnis seines dichterischen Zeitgenossen Rudolf Binding: „Wenn Du das Leid kelterst — wird es süß“ weitet sich aus bei Gött zu leidenschaftlicher Überzeugung und inbrünstigem Glauben an Notwendigkeit und Unentbehrlichkeit von Schuld und Leiden für die sittliche Hebung und Läuterung des Menschen. Gleich Emil Gött stellt ein anderer eigenwüchsiger Vertreter seines Geburtsjahrzehnts, Hermann Löns, hohe und höchste Anforderungen an das Weib idealer Erwählung. Götts eigenstes aber ist es, der Zweiheit Mann—Weib, wenn ihre Beziehung den Namen „Ehe“ verdienen soll, den Rang eines Mysteriums zuzusprechen und zu diesem Anspruch persönlich zu stehen und darunter zu leiden. In seiner Zeit regte sich ein aufrührerischer Zug, gegen bürgerliches Herkommen und gesellschaftliche Regeln zu leben. Gött stemmte sich ungebeugt den Schwierigkeiten entgegen, abseits und neben der Gesellschaft zu leben, ohne Bohemien zu werden, wie ein Peter Hille oder Paul Scheerbart. Er hatte einen ungeheuern Hun-

ger nach dem tätigen Leben. So bleibt er zwar mit dem äußeren Maß seines dichterischen Werkes hinter der Menge seiner künstlerischen Zeitgenossen merklich zurück.

Gleichwohl hat ihm ein befreundeter Schriftsteller schon damals seinen Rang angewiesen: ein Mann, „repräsentativer, als es seine Werke sind", ein Mann, „der das Recht hatte, sich als einen der heimlichen Fürsten seiner Zeit zu fühlen".

Wenn auf einen, so paßt auf ihn die Formel des Parazelsus: „Nullius sit, qui suus esse potest." Keines anderen Spiegelbild sei, wer selber ein Ursprünglicher! Nie Mitglied einer literarischen Richtung noch Clique, nie Haupt einer Gefolgschaft, noch um Schüler bemüht, bildet er mit seiner äußeren wie inneren Lebensführung und Gesittung eine idealistische Einmann-Bewegung: Wider Großstadt und Asphalt, wider Zivilisationsliteratentum! Wider Müdigkeit und Kleinmut des „Fin-de-siècle"! Künder des Evangeliums vom diesseitigen Leben! „Rechtfertigung durch das Leben selbst!"

Seine Richtschnur: „Mit beiden Füßen fest auf der Erde,
mit beiden Händen in jeder Werkschicht,
mit dem Haupt in den Wolken",

dies allerdings bedeutete das gefährlichste Experiment, dem sich wohl ein geistiger Mensch je verschreiben konnte!

Sonderstellung der Göttschen Dramatik Ursprünglichkeit

Es sei wiederholt: die Stoffwelt von Götts späteren Dramen hebt sich auffallend von der zeitgenössischen Dramatik ab. Zwar kein Werturteil, doch des Dichters Ursprünglichkeit bezeugend. Das erste der vier, auf dem Theater zunächst als „Adept" und „Verbotene Früchte" auftretend, später endgültig „Der Schwarzkünstler" geheißen, hat eine bewegte Textgeschichte. Sie wäre einer vergleichenden philologischen Bemühung wert. In prägnanter Kürze unterrichtet Gött den Leser selbst in seiner prächtig geschriebenen „Vorbemerkung" v. 9. Nov. 1905, worin er — fünfzehn Jahre nach der Entstehung des Stücks — über den Werdegang der in Umlauf befindlichen Fassungen*) Aufschluß gibt und Namen wie Text des „Schwarzkünstlers" ein für allemal festlegte. „Von nun an soll, soweit meine Macht reicht, auf den Brettern und in den Lettern nur mein ‚Schwarzkünstler' bestehen."

Der Seitenblick Dr. Meckels 1964 als „frisch nachempfunden" gibt Gelegenheit, den Redner über grober Unkenntnis zu ertappen. Wer das kecke, holzschnittartige Zwischenspiel des Cervantes, „die Höhle von Salamanca" liest, wer von Bühne und Lektüre her das Lustspiel kennt, wer die erwähnte „Vorbemerkung" von 1905 studiert, ist im Bilde. Eine Entgleisung des Sprechers! „Schwarzkünstler"? Da war und ist gar nichts „nachempfunden". Und es existieren keine „größeren Vorbilder". Auch in früheren Fassungen ist der „Schwarzkünstler" ein Original.

Unter den Händen des noch unbeschwert schaffenden Poeten war von Anfang an die als „Fastnachtspiel" von einer Freiburger akademischen Spielschar bestellte Umdichtung der „Höhle von Salamanca" „zu einem ungleich stattlicheren und ernsteren Gebilde" herangewachsen; es entstand ein „für die Öffentlichkeit taugendes Lustspiel"; und mit der „schwerblütigen Durchführung" und Verfeinerung, welche die leichtfertige Skizze des Spaniers ersetzte, „schwand zugleich der letzte Zusammenhang mit der Vorlage" (Woerner, II, S. 4; Harden-Rauch I, S. 303). Aus drei Auftritten wurde ein abendfüllendes Bühnenstück. Welcher Kontrast! Bei Cervantes die moralisch wertfreie, dahinhuschende Kurzweil einer üppigen Viertelstunde; Gött macht daraus eine aus dem Spiel mit dem Feuer in Nachdenklichkeit

und Einkehr ausmündende Handlung unter Menschen von Fleisch und Blut.

Krasser kann die abgründige Dissonanz der zwei Spielführungen nicht zutage treten als in zwei Figuren des Zwischenspiels: das durchtriebene Weib, das, um den Ehemann einzulullen, sich auf den Kniff der erheuchelten Ohnmacht versteht, gewiß bleibend, auch weiterhin den Mann hinters Licht führen zu können, und ein Tölpel von Hahnrei, der arglos und unbelehrt angesichts des Hokuspokus mit dem „Tischlein deck dich!" dem fahrenden Schüler aufs Wort glaubt, daß beim Teufel in der „Höhle von Salamanca" tatsächlich Zauberstücklein zu lernen wären. Auf die soviel hellere menschliche Welt bei Gött, auf die ausgeformten, reicher ausgestatteten, aber nicht geschönten Gestalten, die sorgsame Motivierung und psychologische Führung braucht bloß hingewiesen werden. Den possenhaften Pinselstrichen stellt er einen kleinen Kosmos gegenüber, in dem Scherz und Ernst, Spott und Enttäuschung, Wirrsal und Zug zur Wahrhaftigkeit, Übermut und lächelnde Einsicht sich ergötzlich mischen.

Als ernstlicher Einwand gegen die Lebenswirklichkeit des Spiels könnte am ehesten die Frage gelten, ob der Vagant Robert, wortgewandt und einfallsreich und zu ernstem Lebensgefühl nicht unfähig, schon die Lebensreife besitzen kann, ebenso überzeugend als Eheschlichter und Friedensstifter aufzutreten, wie dies später im „Edelwild" der altersweise Ibrahim zu tun imstande ist.

An dieser Stelle ist es geboten, die mehr als unbedachte Äußerung des Festredners von 1964 abzufertigen: Götts „Theaterstücke", „alle aus zweiter und dritter Hand"! Das soll doch wohl heißen, Emil Gött habe als Dichter keine selbständige, originale Leistung zustande gebracht, habe immer nur „mit fremdem Kalbe gepflügt", sei ohne Anlehnung an Vorgänger und Entnahme fremden Gedankenguts gewissermaßen nicht manövrierfähig gewesen. Auf absonderliche Wege muß eine solche Orientierung führen. Nur grob rohstofflich gemessen, dürfte selbst ein Shakespeare nicht vor dem beckmesserlichen Anwurf geschützt sein, bei einer Mehrheit seines dramatischen Werks aus „zweiter und dritter Hand" geschöpft zu haben, d. h. sich haben anregen zu lassen.

Genau besehen, beläuft sich die Summe der literaturkundlich nachzuweisenden Erstbearbeitungen von Motiven und Stoffquellen um ein bedeutend geringeres als die unabsehbare Fülle der abgeleiteten und motivisch abhängigen Darstellungen. Die Stoffwelt der antiken Komödie, z. B. der Menander, Plautus und Terenz, kehrt — mutatis mutandis natürlich — in den Komödien eines Molière und anderer großenteils wieder. Und die Ära der großen französischen Tragiker des 17. Jahrhunderts als wetteifernden, sich aber als Neugeburt fühlenden Nachhall des Euripides und Seneka zu bezeichnen, ist keine Schmälerung ihres zeitgeschichtlichen Wertes. So behauptet auch Grillparzers Gestaltung des Medeastoffes ihre schöpferische Eigenständigkeit neben dem Werk des Euripides, Goethes „Iphigenie" als Kundgebung vollendeter Humanität, beides Werke, empfangen aus dem anderen künstlerischen Temperament und Geist neuzeitlicher Menschen.

Und so fordern weiterhin im Wandel der Jahrhunderte längst erdachte und erzeugte Stoffkeime zu immer neuen Abwandlungen schon einmal vorgeformter Stoffe auf, bald mit mehr, bald weniger Glück allgemeingültiges Menschengeschehen beleuchtend, zugleich Zeugnis gebend von „Glanz und Elend", von Aufgang und Niedergang ihrer Jahrhunderte. Der Unterschied allerdings zwischen „Plagiat" und vollwertiger Nachdichtung und Umschöpfung ist Sache der Allgemeinbildung geworden. Der Festredner von 1966 allerdings erstattete „Fehlanzeige". Götts „Schwarzkünstler" hatte jedenfalls zu seiner Zeit, 1894/95 und späterhin, auf

zahlreichen deutschen Bühnen, angefangen mit dem Königlichen Schauspielhaus in Berlin, mitten in der Hochblüte des naturalistischen Schauspiels, gewirkt gleich einem auffrischenden Windstoß, der in eine düstere, schwerblütige Atmosphäre einbrach, so wie s. Zt. Humperdincks Märchenoper „Hänsel und Gretel" in der Umgebung der schwergerüsteten Musikdramen Richard Wagners.

Ob das gekonnt gebaute, leichtflüssige Stück in vergleichbaren Situationen erneut das Bedürfnis eines zumal der überwürzten Kost von heute überdrüssig gewordenen Publikums nach einfachen, unverbogen menschlichen Verhältnissen stillen könnte, hängt von der Gesundung des Geschmacks ab, nicht weniger aber vom Interesse der Theaterleitungen selber, ein Umstand, der — in der Theatergeschichte nachprüfbar — kein absolutes Werturteil über Bühnenwürdigkeit darstellt.

Den drei anderen ausgeführten dramatischen Arbeiten Götts, dem Schwerpunkt seines dichterischen Schaffens, ist das Motiv der Gattenwahl gemeinsam und eigentümlich. Eigentümlich im Sinn einer schicksalhaften Auslese eines Menschenpaares, ihres körperlich-seelischen Für-einander-bestimmtseins. Der Dichter gibt dem verbrauchten Ausdruck „Vermählung" seine tiefere Bedeutung zurück. Das herkömmliche Schema des Aneinandergeratens und Zusammenkommens von Männlein und Weiblein rechnet bekanntlich zum ewigen und eisernen Bestand der Künste. Angesichts der menschlichen Anfälligkeit gibt die Wirklichkeit des Lebens sowie ihre Spiegelung in den Künsten leider mehr Anlaß dazu, die urhafte Beziehung von Mann und Weib in negativer Beleuchtung zu erblicken. Im Ausdruck vom „Geschlechterkampf" schlägt sich die Erfahrung von Generationen nieder, daß mit der biologischen Doppelpoligkeit ein gewisses Unvereinbares schicksalhaft gegeben ist. Philosophien nehmen hiervon ihren Ausgang.

Sowohl die hohe wie niedere Literatur der Epik wie die der noch stärkerer Einprägsamkeit fähigen Dramatik sind angefüllt mit den Konfliktsstoffen zwischengeschlechtlicher Beziehungen. Alle Möglichkeiten von ehewidrigen und vorehlichen Verschlingungen dürften bereits durchgeprobt und durchdiskutiert sein. Ein Mangel an Literatur des „Dreieckverhältnisses" — Mann zwischen den Frauen — und umgekehrt — scheint nicht zu beklagen sein. Realismus und zumal Naturalismus haben diese Gebiete nachdrücklichst durchackert. Auch außerhalb der naturalistischen Kunstmittel schreckte die deutsche Bühne nicht vor extremen Kombinationen im mann—weiblichen Verhältnis zurück. Hat H. v. Kleist in seinem „Käthchen von Heilbronn" wohl seine äußerste Wunschvorstellung von demütiger Unterwürfigkeit des Weibes versinnbildlicht, so kommt andererseits in seiner „Penthesilea" der Umschlag der Liebesleidenschaft einer selbstherrlichen weiblichen Persönlichkeit in selbstzerstörenden Haß wider den Mann zu erschreckendem Ausdruck. An solche hochgetriebene Äußerungen der menschlichen Doppelpoligkeit — erinnert sei noch an verletztlichste weibliche Seelenzustände in Hebbels „Herodes und Mariamne" und „Gyges und sein Ring" — sollte und muß man denken, wenn von der einzigartigen Themenstellung Götts in „Edelwild" und „Fortunatas Biß" zu sprechen ist.

Auf einer Stufe der Perfektion angelangt, hat die Frauenemanzipation das Verhältnis der Geschlechter noch weiter um natürliche Spannungsmomente verarmt. In Wechselbeziehung zum Rittertum des Mannes steht das weibliche Schutzbedürfnis. Die Emanzipation hat die Bedingungen, die Anlässe des „Geschlechterkampfes" verschärft, überdies die Anziehungskräfte der weiblichen Natur mehr und mehr im sexuellen Bereich lokalisiert, eine Funktion, die „spektakuläre" Gestalt gewinnt, über frühere Maße hinaus, in

der Verwendung des weiblichen Körpers für vielseitigste Geschäftsinteressen im Weltformat. In haarscharf entsprechendem Verhältnis haben sich die Konfliktstoffe vermehrt, und die Einrichtung der Ehe steht im Schatten vergröberter Problematik. So wendet der Stoffkreis der Ehe dem Betrachter eher seine negative Seite zu und ist beschattet durch eine fatale Annäherung an den schon herkömmlichen Komplex der Schwiegermutter. Unter einer dergestalt skeptischen Blickverengung mag die Göttsche Problemstellung leicht als bloß erdacht, konstruiert, als exzentrisch erscheinen. Als rein subjektive Ausschweifung eines phantastischen Sonderlings, ohne Brücke zur Ebene des Allgemeinmenschlichen.

Das hieße aber Emil Gött grundsätzlich mißverstehen. Er war kein verschwärmter „Frauenlob". Auch in der Wertung des Weibes entwickelte er sich zum „Trotzdem". Zwei bezeichnende Züge. In seinem Brief vom 11. April 1890 aus Berlin an Dr. Gustav Manz, seinen Studien- und Lebensfreund von der „Markomannia" her, (er eröffnet die Briefauswahl in der Ausgabe von Harden—Rauch, S. 413 f.) tröstete der Fünfundzwanzigjährige den erst Einundzwanzigjährigen mit beredten Worten über eine bittere Herzensenttäuschung hinweg. Sein früher Scharfblick sagt ihm: das Weib sei nichts weniger als das schwächere Geschlecht; in Wirklichkeit stärker als der Mann und prosaischer, lasse sich sein Charakter von der „dem Weibe erb- und eigentümlichen Nüchternheit der Gesinnung" leiten, und in der Gattenwahl geht es auf sicher, muß immer „Faust dem Don Juan weichen". Und im ersten ausgeführten, langen Brief Götts an die sechs Jahre ältere Freundin seines Lebens, an Antonie Bell, vom 4. 2. 1893 (Harden—Rauch II, S. 431 f) macht er das Geständnis, nie Ringträger sein zu können, und begründet dies mit der übermäßigen Verdickung seiner Fingergelenke. So sei er „bei diesem äußerlichen Zeichen, in Übereinstimmung mit soundso vielen inneren, wieder einmal wie stigmatisiert zur Ehelosigkeit".

Wie von Beethoven gesagt wird, er sei nie ohne Liebe gewesen (platonisch), so kam der Mann Emil Gött immer wieder in die Lage, dem Bannkreis weiblicher Reize zu verfallen, ohne jedoch je weibshörig zu werden. Seine Bezeichnung für letzteres: „Weibernheit". Er bezeichnet sich als „gynaikotrop"; Faust und Don Juan sind für ihn selbst charakterisierende Symbolfiguren. „Ich bin ein Wolf." Doch parallel zu seiner von jeder bürgerlichen Berufs- und Lebensweise abgewandten Art hat er sich dem Idol männlicher Entsagung verschrieben. Der Verzicht auf die Ehe, oft von ihm beklagt, doch in inneren und äußeren Kämpfen trotzig behauptet, rächt sich wohl durch Ausschweifungen der regsten Phantasie und ein gesteigertes Traum- und Sinnenleben. Mit der Bezeichnung „Moralist" hierfür bei Dr. Meckel ist natürlich Streben nach Vervollkommnung durch Entsagung nicht gebührend umschrieben.

Gött hat sich das Idealbild eines Weibes, des für ihn bestimmten Weibes geschaffen, in dem — wie bezeichnend! — körperliche Schönheit durch Schönheit der Seele ergänzt, erst vollendet wird. „Raum für eine Seele sein!" Das mann-weibliche Verhältnis ist das allgemeinmenschlichste Problem. „Natura sive femina" — dies hat das Weib dem Manne voraus. „Mann und Weib müssen aneinander in die Höhe wachsen bei vollkommener Geschiedenheit ihrer Rollen." Oftmals meint er, in der Wirklichkeit Nachbilder seiner Traumwünsche zu erblicken, er erlebt Verzauberungen in vielen Begegnungen. Unvermeidliche, auch gegenseitige Enttäuschungen, Ernüchterungen bleiben nicht aus. Zweifellos waltet etwas Don-Quichottisches in seiner Gefühls- und Einbildungswelt.

Es gibt indes keinen überzeugenderen Beweis für Götts Dichtertum — dies dem Festredner zuwider gesagt — als den, daß

er niemals die Kraft einbüßte, an die Wirklichkeit, an die mögliche Verwirklichung des weiblichen „Kalos-k-agatos" als ersehntes Gegenbild zu glauben und als Poet sich sinnlich greifbar zu machen. Das, was nach Goethe (Götz v. Berlichingen I, Franz in der Schlußszene) „den Dichter macht, ein volles, von einer Empfindung volles Herz", war ihm reichlich zuteil geworden.

Mensch der Gegenwart und „Hekuba"?

Der Menschenkenner wird entschieden darauf bestehen, daß auch im gehobenen Einzelfall (mit solchen hat Gött zu tun) das Allgemein-Menschliche angesprochen sei und angesprochen werde. Zumal bei einem Glücksverlangen, das mit der Wunschvorstellung der Ehe verknüpft ist und in jedem Menschen von einigem seelischen Wert seine Schwingen regt. Dr. Meckels Behauptung, daß uns die Vorgänge in Emil Götts Dramen wegen ihrer „Ferne" „so gut wie nichts mehr bedeuten", besteht nicht zurecht. Sie gibt aber Gelegenheit, sich Gedanken zu machen über die Beziehung zwischen den Künsten und dem Menschen der Gegenwart.

Versteht sich der „Mensch der Gegenwart" als der Mensch „von heute", auf welches Alter sieht dieses „heute" zurück? Mit anderen Worten: ist der deutsche Mensch der Gegenwart ein für allemal darauf fixiert, in einer Geisteshaltung zu verharren, die vor 20 Jahren eine geschichtliche Katastrophe ihn zu berechtigen schien, grenzenlos enttäuscht und ernüchtert zu sein, dem Ideellen abzuschwören, fortan sich nur seinem eigenen Ich und materiellen Wohlergehen zu verschreiben, skeptisch jedem Anruf seiner großen Geschichte gegenüber? Und hätten die Künste aller Sparten bloß die Aufgabe, allein und ausschließlich sich auf den speziellen Gesichtskreis zeitlich begrenzter Menschengruppen einzustellen! Wäre so der Mensch einer so relativen Gegenwart zugleich Maßstab aller Dinge, kann er verlangen, daß die Kunstäußerungen, nicht nur die seiner Zeitgenossen, sondern die Kunsttaten einer jahrhundertalten Tradition, jeweils nur auf die engen Dimensionen seiner gegenwärtigen Sinnesart aus- und zugerichtet würden? Oder sind die Kunstleistungen der Vergangenheit, denen gegenüber jede zeitgenössische Kunstausübung bloß ein Segment darstellt, ein Nachlaß, der pietätvoll aus ihrem Geist heraus verwaltet werden muß!

In Beispielen (wie gehabt!) zu reden:

Empfiehlt es sich, um die Seele der „Jetztzeit" zu erreichen, Shakespeares „Hamlet" in Frack und neuzeitlicher Gewandung zu agieren? Wird, um nicht bei heute so verbreiteten antimilitaristischen Instinkten anzuecken, nicht doch klugerweise das Soldatische (z. B. in Lessings „Minna v. Barnhelm") in Haltung und Wort, Auftreten und Aussehen lieber unterdrückt und abgeschwächt werden müssen? Oder — verständlich bei der beträchtlichen „Ferne" der Handlung, so stofflich wie gefühlsmäßig — treffen Schillers „Räuber" unser heutiges Ohr nicht so viel beziehungsreicher, wenn der Spielleiter nicht den Karl Moor, den „Haupthelden", in den Vordergrund stellt, sondern den schuftigen Spiegelberg, mit dem Gehaben eines kommunistisch-nihilistischen Agitators? Oder wird Kleists „Prinz von Homburg" einer Zeit, in der Ideale wie Hintansetzung des Ichs vor größeren Rücksichten, Opferwille, Bekenntnis zu Nation und Vaterland gern als abgenützte Werte schief angesehen werden, menschlich nicht so viel näher gebracht dadurch, daß der Akzent in der Darstellung des Prinzen auf die Stunde seiner tiefsten Erniedrigung verlegt wird, wo er — unter Verzicht auf seine Geliebte Natalie, unter Preisgabe seiner soldatischen Ehre, würdelos nur um das nackte Leben bettelt! Überhaupt unter so kleinwüchsigen Verhältnissen, wie sie das Stück voraussetzt: „brandenburg-preußischer Staat", während

geleistet. Das Spannungsverhältnis zwischen Mutter und Sohn konnte z. B. kaum schärfer herausgearbeitet sein als durch A. v. Grolman und H. E. Busse. Die Tagebücher wurden weitläufig genug herangezogen, um nichts Wichtiges unter den Tisch fallen zu lassen. Das Pathologische darin wird nicht verheimlicht. Der gründliche Leser erhält genügend Einblicke und damit zugleich in die großartige Selbsterkenntnis des Menschen Gött: „Das Zuvielwollen" — „imperatorischer Größenwahn" — „Großmannsphantasien", — „das verhältnismäßig Wahnsinnige in mir —", — „Verhängnis, das ich mir selbst, in Unsinn und Unart, geschaffen habe"; er erfährt von der Problematik der Askese: — „der furchtbare Hang nach dem Weibe" — „Erotomanie, Erosie" —, Intimstes bloßlegend; erlebt den stets auf das Unbedingte gerichteten moralischen Charakter, seine „gewaltige Phantasie zum Sittlichen" (Grolman), aber auch die grausamste Selbstverurteilung, das Scheitern des Traumes von „Herrenmenschentum". „Ich betrieb zeit meines Lebens alles in ungeheuerlichstem Maßstab, nur nicht fleißige und ordentliche Benützung der wirklichen Kräfte und Mittel —".

Am Verdienst der grundlegenden Biographie aus der Hand von Prof. Roman Woerner, dieser ohne Scheuklappen, sowohl mit Sachkenntnis und Sachlichkeit wie sprachlicher Fülle und Kraft nebst herzlicher Wärme geschriebenen Würdigung des toten Freundes, ist nicht zu rütteln. Die Nachfolgenden bemühten sich, die eingeschlagene Höhe zu halten. Welch ein Abstieg des Festredners von der verständnisvollen Linie, welch kleiner Maßstab auf einmal, z. B. von „unfreiwilliger Komik" zu reden, weil der Student Gött, der „Freigewöhnte", sich einer Studentenverbindung angeschlossen hat! Was lag näher? Als Schüler bester Turner, in der Freiburger „Markomannia" dann, einer Turnerschaft, die Möglichkeit, seine Leibesübungen fortzusetzen, zugleich der Ort, seine Freunde fürs Leben zu finden: Gustav Manz, Emil Strauß. Die Mäkelei, den Herausgebern zu unterstellen, bei der Auswahl der 1000 Aphorismen „Bestes und Schönstes, vor allem Wahrstes beiseite gelassen zu haben, weil es nicht in den Rahmen paßte, zugunsten von Gängigem", — ohne den Nachweis zu bringen!

Der Satz über bisheriges Schrifttum über Gött: „— das meiste stimmt ja gar nicht mehr", wendet sich gegen ihn selbst. Es wird künftig nicht mehr erlaubt sein, in Gött einen „Projektenmacher" zu sehen, wie er sogar von wohlwollender Seite her genannt wurde. Die Seite in seinem technischen Wirken und Trachten, welche ihn unwiderstehlich zu zwingen schien, sich an „die unsinnigsten, nichts als Verluste bringenden Dinge" zu hängen, sein Erfindertum, stellt sich heute als die gerechtfertigte Komponente in seiner so reich wie erstaunlich breit aufgebauten Veranlagung heraus. Der Drang des *„Täters"* in ihm war ebenso groß, wenn nicht urmächtiger als seine poetische Ader. Er meldete sich bereits in Breisach, zu Anfang der 90er Jahre, mit Wucht an, nicht bloß als Steckenpferd, als Hobby, dem unbelehrbar nachgegeben zu haben die Schwäche seines Lebens gewesen sein soll. Im Gegenteil, mit dem Reichtum seiner vorauseilenden technischen Ideen, Pläne und Versuche war er ein Pionier des 20. Jahrhunderts, auch von diesem Blickpunkt her kein Mann des fin-de siècle!

Ebensowenig sind herkömmliche Meinungen aufrecht zu halten, als ob Gött „alle Voraussetzungen zu einer wirklich praktischen Tätigkeit fehlten". Oder daß er mit seinen „dilettantischen Basteleien" seinen wirtschaftlichen Jammer vergessen oder ihm finanziell aufhelfen wollte! Der Spaten war seiner Hand ebenso geläufig wie die Feder des Tagebüchlers. Mit seinen Artikeln in landwirtschaftlichen Ratgebern hatte er dem Bauern etwas zu sagen. Die Gartenkunst insbesondere hatte er auf seinen Wanderun-

gen beim Fachmann gründlich erlernt (Aufenthalt Ende 1891 in Meran-Gratsch). Sein Dichterheim und Obstparadies („Paradies im Rosenhag") auf der Leihalde, das er sich zur Freude der Scharen seiner Besucher geschaffen hatte, legte in Fülle Zeugnis ab von seinen baulichen, zeichnerischen, gärtnerischen, handwerklichen Fähigkeiten. Zum letzteren: er tischlerte seine Stühle, Tische, Bänke, Betten selbst, aus Birkenholz, und er konnte mit dieser Kunst im Hause Fehsenfeld „Staat machen" (Hochzeitsgeschenk). Item: Mit etwaigem Konterfei eines armen Poeten in Spitzwegmanier ist es nichts.

Das Anliegen des Festredners, Ordnung zu bringen in die zahlreichen Widersprüche, Aufschwünge und Niederstürze im Göttschen Mikrokosmos, scheint nicht unmöglich zu erfüllen. Die Gegensätze jagen sich nicht so, daß Gött heute zerstörte, was er gestern noch anbetete. Spätere Einsicht und Meinung kann, wie überall, nicht an Jahre früher vertretenen Auffassungen gerichtet werden. Der Priester am Sterbebett erscheint nur dem nicht als schneidender Kontrast, welcher Götts drangvollen Weg durch eine erbarmungslos bohrende Denkarbeit, wobei der menschliche Kosmos und der gesamte Naturablauf von billigen, naiven Gottesvorstellungen geräumt wird, bis dahin verfolgt, wo der allein gebliebene Mensch heimfindet zu der trostvollen, erhabenen Erkenntnis: Gott — das Prinzip der Lebenserhaltung und Erhebung!

Und die Aufschwünge und Niederbrüche? Man kennt — keine Regel ohne Ausnahmen — die Künstlerseele als Inbegriff der Impulsivität. Wellental und Wellenberg in Fühlen und Denken rücken zunächst aneinander. Wo jedoch, wie bei Emil Gött, der Überschwang der Gefühlswelt sein herrisches Gegengewicht findet in dem ehernen Halt eines unbestechlichen Verstandes und einer fanatischen Wahrheitsliebe vor sich selbst, liegen überschäumende Hoffnungen, hochfahrende Träume und Selbstbespiegelungen dicht beim Absturz in Ernüchterung und eisigen Zweifel. Nie fehlte dem dahinstürmenden Gefährt die harte Zügelfaust der Selbstkontrolle. Und wo — um eine Wendung des Redners zu verwenden — der „Leser sich windet" bei Unbegreiflichkeiten, Peinlichkeiten, ja Geschmacklosigkeiten in Lebensführung und Handlungen des Helden, erlebt er stets, daß ihm Gött durch Selbstkritik zuvorkommt. Haftenbleibender Eindruck von Emil Gött ist nicht der des pathologischen Falls.

Ohne Zweifel hatten sich in Emil Gött reiche, ungewöhnliche Kräfte und Fähigkeiten von Kopf und Herz absonderlich gemischt, ja verfilzt, die für gewöhnlich auseinanderstreben, ja unvereinbar sind. Es gebrach ihm — frei nach Goethe und grob gesprochen — an der unentbehrlichen Dosis Dickfelligkeit und Skrupellosigkeit, die den handelnden Menschen für das harte Leben ausrüstet. Er, der überfeinerte Seelenmensch! Und — als Werkmann und Erfinder — an einer Gabe von robustem Egoismus im Dienst seines Werks, der nicht links noch rechts sieht. Nicht zuletzt, was anscheinend bisher nicht beachtet, seine *Unverpflanzbarkeit!* „Ich liebe meine Heimat zu sehr, als daß ich sie vertauschen möchte." Das Wort „Amerika" fällt einmal. Er wählte die deutsche Enge. Nicht unähnlich dem großen Friedrich List, der — ex post gesehen — es vorzog, eine tragische Gestalt, aber unsterblich, im Ringen um die wirtschaftliche und politische Einheit seines geographischen Vaterlandes zu sein, statt über dem großen Wasser ein zweiter „Astor" zu werden, wozu er bereits einen tüchtigen Anlauf getan hatte. Sie beide waren keine Emigrantenfiguren. Seither sind sie zu zahlreich geworden.

Jedenfalls, das wunderliche, überfließende Gemenge seiner körperlichen und geistigen Gaben rechtfertigt Friedrich Schillers Wort: „In den Ozean schifft mit tausend Masten der Jüngling." Daher sein „Sendungsbewußt-

sein", sein brausendes Selbstgefühl, das, wie sein Bewunderer Hermann Bahr bezeugt, in gewissem Grade seiner ganzen Generation eigentümlich gewesen sei. Dieses „Sendungsbewußtsein"! Wie sehr nimmt Dr. E. Meckel daran Anstoß, das heutige Dichter nicht äußern dürften, ohne belächelt zu werden! Ob es den Modernen und Modernsten insgemein neben dem Überschwang des Herzens nicht auch an der Gläubigkeit und Liebe zum Menschen gebricht, an Geschichts- und Volksverbundenheit, kurz, an jenem so verhöhnten „BLUBOSCHO", an Blut, Boden- und Schollengeruch?

Der Festredner schnitt die Geltung unseres Dichters und Tatmenschen radikal zurück: der Dichter Gött solle sich begnügen mit einer von Fall zu Fall provinziellen Rolle, wie sie im heimatlichen Umkreis zumal den mundartlichen Poeten (auch diese können über engere Zirkel hinauswirken) zugestanden wird. Götts Dramatik, seine Spruchdichtung, sein Denkwerk standen diesem Bemühen im Wege. Zukunftsträchtig erschien dem Redner nur noch Emil Gött als „der im Humanen besondere Mensch". „Emil Gött, Exemplum für den leidenden Mitmenschen!"

Es muß wiederholt werden: dieser „Neue Blick" ist ungenügend, unvollständig, ist und bleibt Fragment. Eine schmalbrüstige Form, viel zu enges Gefäß, um die Fülle des Göttschen Menschentums je einzufangen. Sie bietet keinen Raum für den rastlos tätigen, immer strebenden, faustischen Erdenmenschen, der niemals in der Passivität des Erleidens und Mitleidenmüssens verharrte, sondern seine Niederlagen in Siege verwandelte. Für den die Erde kein Tränental war, der mit dem Bekenntnis zum diesseitigen Leben sein Dasein beschloß. — „Ich halte, selbst sterbend, zum Leben." —

„Tod und Verklärung"

Soll das Wesentlichste an Emil Gött unterdrückt werden, „unter den Tisch fallen"? Ein Miniaturbild standardisiert werden? Die Absicht des Festredners — dankenswert —, ein Emil-Gött-Gespräch wieder in Gang zu bringen, verwirklicht sich; verwirklicht sich aber im Widerspruch. Daß die Erweiterung unserer Kenntnisse um Mensch, Täter und Dichter (Ausschöpfung des unveröffentlichten Nachlasses, voran der Tagebücher) nicht mit der Preisgabe seiner bisherigen Wertung erkauft werden muß, diese Überzeugung ist unerschüttert.

Leben und Schaffen dieses eigenwüchsigen Alemannen schließen nicht als Tragödie ab. Das Frühjahr 1908 sieht Emil Gött, wiewohl den Tod in der Brust, wieder auf einem Höhepunkt seiner Aktivität. Zwei Taten stehen ehrenvoll an seinem Ausgang. Die eine bringt die Rechtfertigung des vielbelächelten, verspotteten „Projektenmachers", sozusagen seine bürgerliche Rehabilitierung. Die Gewinnung der Ramsenwolle ist technisch einwandfrei gelöst. Das Produkt liegt vor. 120 Zentner Ramsen gehen von Oberried nach Mannheim. April 1908. Und die Sache, der Gedanke einer ihn schon von lange her beschäftigenden Erfindung von Zukunftswert, der Mobil- und Trockenbau, wird seinen „Gang in die Welt tun". „Auch ohne ihn." Einer der großartigen Menschen, die, ob genannt oder unbekannt, eine Sache um ihrer selbst willen tun! Und die andere Tat? In atemraubendem Wettstreit mit der knappen Frist, die seinem Erdendasein noch gegönnt ist, hat der Dichter in den gleichen Tagen, abwechselnd mit den technischen Sorgen, die letzte Hand angelegt an sein Lustspiel „Mauserung". Ein Spiel, in das auch nicht der Hauch eines Mißklangs seines absterbenden Lebens sich schlich, ein Spiel vom „Stirb und Werde" im Gang moralischer Läuterung, gezeigt an seinem Lieblingsproblem, für ihn ein Fundament menschlicher Höherentwicklung.

Mögen in Tagebüchern und Briefen, in ununterdrückter Selbstbezogenheit, Körper und Seele ihre Wunden bloßlegen, umbefangen letzte Hüllen abgeworfen werden und

in Zeiten der Niederlagen Bekenntnisse der Schuld, sich kasteiende Selbstanklagen, Gefühle der Beschämung und Reue sich im Aufschrei Luft machen, die letzten Monate sind durch Erhabenheit und Würde geweiht. Menschliches, Allzumenschliches ist verschlungen im endgültigen Sieg des Geistes über den Körper, gereinigt und getilgt im Triumpf des Willens. Nicht die quälende Chromatik eines ob seines erfolglosen Lebens sich windenden, niedergedrückten Mannes ist der Leitton dieses Kämpferlebens, sondern der befreite, stolze, entschlossene Schlußschritt einer Beethovenschen Symphonie. „Freudig wie ein Held zum Siegen!"

Sei dies zwar die heute verpönte Sprache des Pathos, so ist es die Sprache der Wahrheit, die einer großen Wirklichkeit gerecht werden möchte. Es wäre erbärmlich um eine Zeit bestellt, wenn sie diese Sprache nicht mehr verstände, Ohr und Auge nicht mehr hätte für menschliche Größe.

---

[1]) Das versifizierte „Fastnachtspiel" von Jan./Febr. 1890.

[2]) Das „Freiburger Bühnenbuch v. Sommer 1890".

[3]) Die Fassungen „Der Adept" und „Verbotene Früchte", letzteres Bühnenbearbeitung d. Kgl. Schauspielhauses Berlin.

[4]) Die Cotta'sche Buchausgabe (Dr. Manz).

[5]) Götts „Schwarzkünstler" v. 1905.

Zur Literatur:

Die Festrede von Dr. Eberhard Meckel im Juni 1964 in der Badener-Badener Heimatbeilage „Zwischen Murg und Kinzig".

Literatur-Nachtrag zum Beitrag Bühler.

Emil Gött als Erfinder

Hammer, Spaten und Feder

Eine Studie über Götts Erfindungen

von Hans Killian, Freiburg i. Br.

Der Titel dieser Arbeit über Götts Erfindungen entstammt einer Eintragung in seinem Tagebuch des Jahres 1906. Dort fragt sich nämlich Gött im Selbstgespräch und im Nachdenken über die Ursachen seiner technischen Bemühungen und Erfindungen:

„Ist sie alberne Freude eines Dilettanten? Ich finde an diesem schönen Frühlingsmorgen, daß ich mich schlaff, undankbar gegen das Leben verhalte, immer noch zu schnell bereit, die Waffen (Hammer, Spaten, Feder) vor einem Unwohlsein (durch seine Herzkrankheit K.) *zu strecken, wo mir doch wie wenigen Gelegenheit verliehen ist, jene in wechselwirkender Tätigkeit zu schwingen. Das muß, wenn ich mich so weit beruhige, Hauptrichtung meiner Verhaltungsweise werden: Auf der fixen Grundlage, nie mehr in Untätigkeit zu versinken, sondern immer etwas tun und so dienen.“*

Gött kennzeichnet mit diesen Worten nicht nur das ständige Nebeneinander und das Ineinandergreifen seiner Arbeitsweise mit Hammer, Spaten und Feder, sondern auch den geradezu tragischen Kampf gegen sein körperliches Gebrechen, eine Angina pectoris (Coronarsklerose), die ihn durch die wiederholten schmerzhaften Herzanfälle bis zum Tode quälte. Wilhelm Fladt hat in einem Artikel zur Erfindung der Spinnbarkeit der Ramsefaser (Ekkart-Jahrbuch 1939) diesen ganzen Kampf in erschütternder Weise geschildert. Sein Leidensweg wird aber auch aus verschiedenen Eintragungen in den Tagebüchern erkennbar. Hier heißt es an einer anderen Stelle:

„Mit wankenden Knien, zermarterter Brust, zerfressenem Herzen, fallsüchtigem Gehirn, trete ich wieder einmal an.“

Und er trat an, und zwar in doppelter und dreifacher Richtung, nicht nur in schriftstellerischer Weise durch Vollendung der „Mauserung“ 1907/1908, um die er schwer rang, sondern in gleicher Zeit durch seine Bemühungen zur Erlangung zweier Patente für die Erfindung einer Heizschlangenkunst (1908) und eines Verfahrens zur Spinnbarmachung der Ramsefaser (Ginster) (1908). Immer wieder kämpfte er sich, wie er selbst sagte, nach vorne mit all seiner Kraft gegen jeglichen Widerstand seiner seelischen und körperlichen Gebrechen durch, und wir lesen mit tiefer Bewegung folgende Zeilen aus dem Tagebuch des Jahres 1907 (wenige Monate vor seinem Tode):

„Wenn ich in das Schicksal dieser Buchführung (meines Lebens), die entschieden ist, noch ein Heft beginne, so geschieht es mit dem Gefühl, daß es in seiner Art das letzte sein muß — das letzte überhaupt oder das letzte in dieser Art. Tiefer kann die Lebenskraft in einem Menschen nicht mehr herabsinken, ohne daß es zum Tode geht“[1]*).*

Es besteht nach all dem, was wir wissen, kein Zweifel daran, daß sich Gött mit den technischen Dingen durchaus nicht im Sinne eines Zeitvertreibes, eines Nebenbei befaßt hat, sondern daß er einem inneren Zwang, gemäß der Universalität seines Geistes, folgte, über den er sich selbst sehr deutlich im klaren war. In einem Brief schreibt er einmal von sich selbst, daß er *„alles zerdenken“* müsse. Und dies ist es, was ihn immer

wieder von seinen schriftstellerischen Arbeiten, aber auch von seinem praktischen Werk als Landwirt mit seinen Verpflichtungen ablenkte und ihm im Sinne eines Wechsels, einer geistigen Erholung und schöpferischen Pause immer wieder Auftrieb und Kraft gab. Er ist über sich selbst im klaren, wie aus den folgenden Zeilen deutlich hervorgeht:

„Ich habe früh meine Ungewöhnlichkeit erkannt, aber mich in der Richtung ihrer Kräftestrahlung getäuscht, wenn ich Goethe und Shakespeare nachtrachtete.

Ich bin kein Dichter und leicht hinformender Denker wie sie. Ich bin ein unglücklicher, tieffühlender und schwer ringender Geist, dessen Fruchtbarkeit im Handeln, in Lebens- und Kunstäußerungen erst noch zu kommen hätte — nach langsamer Entwicklung und Reife."

und fügt als Bekenntnis hinzu:

„Was ich verschenkte, habe ich noch. Was ich versagen mußte, darum trage ich Leid."

Schonungslos geht Gött mit sich selbst um. Adolf von Grolman schreibt in seiner Darstellung nach Charakterisierung seines vielfältigen Schaffens: „Mit einer Selbstkritik, welche an Härte nicht überboten werden kann, mustert er täglich sein Leben. Er fragt sich, ob er die Linie dazu gelegt habe. Er sieht seine Irrtümer, mustert seine Handlungen." Das gilt nicht nur für seine literarischen Werke, sondern auch für alle seine technischen Bemühungen, und für diese ganz besonders, wie aus ungezählten Dokumenten und Briefen hervorgeht. Alle diese Fakten können u. E. bei einer Beurteilung Götts als Erfinder nicht außer acht gelassen werden.

Götts Erfindungen nach dem Urteil seiner Zeitgenossen und Biographen.

Über die Erfindungen Emil Götts sind bisher nur drei Artikel veröffentlicht worden: von Wilhelm Fladt, Gottfried Ginter und Siegfried von Weiher. Sie wurden in den biographischen Darstellungen nur am Rande verzeichnet und niemals ernstlich diskutiert. Das ist begreiflich, denn Biographen wie Roman Woerner, Adolf von Grolman, Eberhard Meckel u. a. waren nur an Gött als Schriftsteller und Dichter interessiert, nicht aber an seinen technischen Leistungen, denen sie geradezu verständnislos gegenüber standen, und sie eher belächelten als ernst nahmen. Roman Woerner äußert sich wenigstens wohlwollend in seiner biographischen Darstellung, indem er die Frage aufwirft:

„Ob diese ins Große gehenden Erfindungen durchaus gegenstandslos gewesen oder nur, wie Gött selber meint, von einem schlechten und vorlauten Gehirn ersonnen, ehe das erforderliche physikalische und sonstige Wissen erworben war, bleibe dahingestellt. Wohl aber durfte er sich eine gewisse Bauerngenialität zuschreiben im Sehen, Erfassen und Angreifen aller Praktiken als *‚geborener Ingenieur, wie jeder Bauer in bescheidenem Sinne.'*"

Gottfried Ginter, ein Zeitgenosse, bezeichnete Gött als einen unpraktischen Menschen, aber keinen Handwerker. Wörtlich heißt es in seinem Artikel: „Er konstruierte, trotzdem er von der Ingenieurkunst keine Ahnung hatte. Seinem Streben fehlte die praktisch-technische Grundlage, so daß seine Erfindungen, gleichgültig ob es eine Feuerleiter, ein lenkbares Luftschiff, ein U-Boot, die Spinnbarkeit der Ramsefaser oder eine Trockenplatte war, von vorneherein praktisch nicht ausbeutbar wären."

Aber das ist nachweislich ein grober Irrtum gewesen, wie wir zeigen werden.

Richtig dagegen an Ginters Beurteilung Götts ist, daß alle seine Unternehmungen letzten Endes an seinen großen Idealen und dem Mangel an jeglicher wirtschaftlicher Begabung gescheitert sind. Er sei das Opfer seiner eigenen Herzensgüte geworden, meint Ginter. Gött war ja in der Tat, ganz im Gegensatz zum kaufmännischen Denken,

geradezu darauf bedacht, aus seinen technischen Bemühungen keinen Nutzen zu ziehen. Wahrscheinlich hätte er sich dessen geschämt. Er wollte eben nur helfen. Ihm ging es viel eher um die geistigen Lösungen eines technischen Problems als um den Gewinn, ja er betrachtete dies als das eigentlich Wesentliche. Sein Unvermögen, wirtschaftliche Überlegungen anzustellen und sich auf materiellen Gewinn und Vorteil einstellen zu können, verlegte ihm jeweils den Weg, zu Geld zu kommen. Die Lösung als solche blieb sein Gewinn und das Hauptziel, und dies so vorherrschend, daß ihm ein geistiger Diebstahl — wie er de facto vorkam — keinen besonderen Eindruck machte.

Nur wenige Männer haben einen solchen Grad der Selbstlosigkeit jemals erreicht, und diese Einstellung ist wahrlich bewundernswert. Deshalb empfinden wir es auch als ungerechtfertigt, Gött als einen technischen Narren abzustempeln oder sein geistiges Erfindergut als Narretei, als unnötige, törichte Anstrengungen eines Dichters, der vom Technischen nichts versteht, zu bezeichnen, wie dies leider oftmals und in recht oberflächlicher Weise geschah. Im Gegenteil kommt man nach kritischer Sichtung der Dokumente (viel eher) zu der Ansicht, daß er, trotzdem ihm die technischen Voraussetzungen und die Ausbildung fehlten, in den meisten Fällen zu sehr fruchtbaren Erfindungsgedanken und Ergebnissen gelangte. Er war seiner Zeit gerade in technischem Bereich in vieler Beziehung voraus, was sich beweisen läßt.

Roman Woerner hat in seiner Biographie in der Erstausgabe der Werke Götts diesen mit der Figur des Wigram aus dem Roman „Zwölf aus der Steiermark" von Rudolf Hans Bartsch verglichen, einem Bauernsohn vom Typus des nach dem Leben drängenden und brausenden Jugendlichen. Er bezeichnet beide — Wigram und Gött — als unstrebhafte Streber: Wigram, weil er alles konnte und war, nur kein Poet, und Gött, der alles zu schaffen und zu können glaubte und vielleicht nur ein Poet war.

Auf diese primitive Formel läßt sich die Persönlichkeit Götts nicht bringen, denn die modernen Entwicklungen haben längst enthüllt, wie viele seiner präzise formulierten Erfindungsgedanken echt und wertvoll waren und verwirklicht worden sind. Leider hat Gött diese Realisierungen nicht mehr erlebt, geschweige denn Vorteile davon gehabt, so wie sie später diejenigen hatten und noch haben, welche an den Ideen verdienen, und von denen kaum noch einer weiß, daß sie sich letzten Endes aus dem Geistesgut Götts ableiteten.

Ferner läßt sich feststellen, daß Gött durch fortgesetzte Bemühungen im praktischen und technischen Bereich mit den Jahren viel lernte, sich vervollkommnete. Die wertvollste Periode fällt in die letzten beiden Lebensjahre 1906/1908. Hätte er nur fünf Jahre länger leben können, wäre sicherlich vieles ganz anders verlaufen.

Der Verfasser hat in seinen eigenen biographischen Beiträgen (siehe z. B. den Artikel im Sonderheft der Badischen Heimat 1964 „Emil Gött" zu seinem hundertsten Geburtstag) anzudeuten versucht, daß die passionierte Beschäftigung Emil Götts mit technischen Dingen für ihn noch eine andere Bedeutung besaß. Sie riß ihn immer wieder aus den Tiefen seiner Verzweiflung und Depression und wurde aus dieser Sicht von größter Bedeutung für seinen Lebensweg und manchmal geradezu die Rettung.

Beschäftigt man sich einmal eingehender mit seinem technischen Gedankengut, seinen Erfindungen, kommt man — wie ich zeigen werde — nicht nur zu einer positiveren Bewertung, sondern zu einem Gött-Bild viel universellerer Art, als das bisher der Fall war.

Nach Durchsicht des vorhandenen Materials, über das im folgenden des Näheren berichtet werden soll, kommt man trotz so mancher Göttscher Erfindungsleiche, irriger

Gedankengänge, dazu, ihm ein hohes Maß technischer Begabung und Erfinderphantasie anerkennen zu müssen. Seine dokumentarisch niedergelegten Gedankengänge sind eine Realität und als solche zu bewerten, sie stellen sein erfinderisches Gedankengut unter Beweis. Dies gilt in besonderem Maße für die Erfindung der Spinnbarkeit der Ramsefaser, deren detaillierte Darstellung wir mit Absicht an das Ende dieser Studie stellen möchten. Ihr effektiver Wert hätte Gött durch ein Angebot von über 500 000 Goldmark aller finanzieller Sorgen entheben können, wäre ihm nicht durch die Eigenart seines Wesens die Annahme versperrt gewesen, und er nicht vor der Zeit gestorben.

Während der letzten Strecke seines Lebens in den Jahren 1906 bis 1908 wurde seine erfinderische Tätigkeit neben allem anderen besonders rege und auch erfolgreich. In welchem Ausmaß sie sich in ständigem tragischem Kampf gegen seine Gesundheit vollzog, ist wahrhaft erschütternd. Wir werden zu diesen Vorgängen aus den Dokumenten und Tagebüchern Originalstellen zitieren, um einen lebendigen Eindruck dieser tragischen Begebenheiten zu vermitteln.

Überschaut man die Reihen seiner Erfindungsideen, kann man eine zwanglose Gruppierung vornehmen:

1. Gedanken und Bemühungen auf landwirtschaftlichem Gebiet, in enger Verbundenheit mit der Scholle.

2. Ideen zur Verbesserung und Verbilligung des Bauwesens, wohinter sich sein Bestreben verbirgt, den Mitmenschen die Erstellung eines billigen Heimes zu ermöglichen. Weit ausgreifend wollte er damals aber auch ein Heim für Freunde auf der Leihalde erstellen und hoffte sogar, eine Siedlung für geistig hochstehende Menschen im nahen Altbreisach als Kulturzentrum entstehen lassen zu können.

3. Allerhand praktische, zweckdienliche Erfindungsideen, von denen es sicherlich mehr gibt als überliefert sind.

4. Ideen über das Flugwesen, die darauf hinweisen, daß Gött eigentlich als Erfinder des Fesselfluges gelten kann.

5. Die Entdeckung der Spinnbarkeit der Ramsefaser und Anbahnung ihrer praktischen Verwertung.

I.

Ideen und Bemühungen auf landwirtschaftlichem Gebiet.

Gött als Landwirt.

Als Emil *Gött* am 13. Juli 1893 die Leinhalde mit einem kleinen Haus und Hofreite (er nannte sie „Leihalde") erworben hatte, war dieses 15 Morgen große Ödland mit Gestrüpp und Büschen besetzt, so daß sich die Zähringer nicht vorstellen konnten, daß dort einmal der Weizen blühe, Kartoffeln und Tomaten gedeihen würden. Sie betrachteten Gött, trotzdem er doch im Dorfe Jechtingen aufgewachsen war, als Stadtmenschen und begegneten seinen Bemühungen höchst mißtrauisch. Das erwies sich sehr bald als Irrtum, denn Emil Gött ist nie ein Stadtmensch gewesen. Er kannte die landwirtschaftliche Arbeit und auch die Arbeit in den Reben, denn die Gemarkung Jechtingen war seit Jahrhunderten ein altes wertvolles Weinland. Die Jechtinger mußten laut altem Vertrag an die Universität Freiburg Naturalien, darunter auch Wein, abliefern (siehe hierzu Jechtinger Chronik I). Sie sahen gar bald Gött hemdsärmlig von früh bis spät mit Hacke und Schaufel im Schweiße seines Angesichts das Ödland bearbeiten und mußten ihre Meinung ändern. Schon nach wenigen Jahren schauten die Angrenzer nämlich von ihren Weinbergen aus auf einen mit Beerensträuchern, vielen Obstbäumen,

Kartoffeln und Tomaten reichbestandenen Hang am Ende des Tales unter der Zähringer Burg. Ohne brauchbare landwirtschaftliche Kenntnisse hätte Gött dieses Paradies sicherlich nicht schaffen können.

Nebenbei sei erwähnt, daß er auch sein eigener Imker war. Er studierte nicht nur die *Bienenzucht*, sondern er betätigte sich auf diesem Gebiet und gewann seinen Honig selbst, wie wir es oft erlebt haben.

Hauptsächlich durch den *Hausbau* geriet Gött in ständige finanzielle Schwierigkeiten. Schuldenlasten bedrückten ihn, die weder durch die Früchte der landwirtschaftlichen Arbeit noch durch Schriftstellerei oder später auch durch Erfindungen beseitigt werden konnten, wie man im Dorf unten sehr genau wußte. Trotz aller Schönheit und dem Frieden auf der Leihalde lebte Gött dort oben schlecht. Er ernährte sich hauptsächlich von den Erträgnissen seiner Kulturen, Früchten der Erde. Diese Nahrung war nicht nur einseitig, sondern er ernährte sich auch unregelmäßig, was seinem Gesundheitszustand schadete. Oft litt er auf seiner Leihalde bittere Not. Eben dieser Schuldenlasten wegen suchte er nach Möglichkeiten, andere Einnahmequellen durch fruchtbare Verwertung seines Geländes entstehen zu lassen und kam schließlich auf den Gedanken, eine Sandgrube zu bauen.

Vom landwirtschaftlichen Standpunkt aus war natürlich Gött nach Erwerbung der Leihalde an der Wasserversorgung stark interessiert und versuchte eine oberhalb gelegene Quelle zu fassen. Es entstand dieserhalb ein Briefwechsel, teils mit dem Oberbürgermeister Freiburgs, teils mit dem Oberforstamt in Freiburg, zwecks Errichtung einer Brunnenstube, der jüngst in der Jechtinger Chronik von Hans Jäger in Renchen veröffentlich worden ist. Nach einigem Hin und Her hat er tatsächlich auf eigenem Gebiet und nicht auf aerarischem, wie ursprünglich geplant war, die Quellfassung vorgenommen und dadurch die Leihalde so reichlich mit Wasser versorgen können, daß sogar die Anlage eines Bassins zum Baden neben dem Haus möglich wurde.

Welche Freude Gött am Konstruieren empfand, mit welcher Passion er sich jeweils einem Erfindergedanken hingab, geht aus einer Bemerkung hervor, die wir im Tagebuch des Jahres 1897 (Mai/Juli S. 45) fanden:

„Jetzt will ich zur Abwechslung einmal einem anderen Plan nachgehen, keinem neuen, sondern nur gestern wieder angeregten, als ich durch die Röthe (Röthe-Buck bei Zähringen) heimging und sah, daß man die Brunnenbohrung in den Zigg'schen Reben wieder aufgesteckt hat. Ich will mal zu ihm und sehen, ob er mir nicht die Wasserversorgung seines Grundstückes überträgt; ingenieuren wir mal ein bissel."

In den Abschriften seines gesammelten Nachlasses hat der Verfasser noch einen anderen Hinweis über die land- und wasserwirtschaftlichen Gedanken Götts gefunden, der in diesem Rahmen nicht unerwähnt bleiben soll. Er plante nämlich damals die Freiburger Abwässer auf den Tuniberg und den Lehener Berg zu pressen, um diesen fruchtbaren Höhen das belebende Naß zuzuführen und (man höre!) zugleich die Basis für ein ausgedehntes sozialpolitisches Werk zu gewinnen. Da ist es wieder, dieses Streben Götts, anderen zu helfen, das sich hinter jeder seiner Gedankenkulissen verbirgt. Noch deutlicher kommt der soziale Gedanke in einer Notiz des Jahres 1897 (Tagebuch 97/98 S. 98) zum Vorschein. Hier heißt es nämlich:

„Seit einigen Tagen schwinden die großartigen Welteroberungsträume wieder und machen anderen großen, aber bescheideneren Platz: der vorherrschende ist gerade: die vernünftige Ausgestaltung der Freiburger Rieselfelder, besser Kanalisation .... Verbunden wäre sie hier mit einem Versuch, den

entlassenen und noch nicht entlassenen Strafgefangenen .... zu helfen ...„ sowie der Landstreicherei beizukommen. Es sind interessante Ideen dabei."

Die Sandgrube.

Durch einen Artikel von Gottfried Ginter in Bretten, einem Zeitgenossen Emil Götts, der in Zähringen die ganze Entwicklung der Leihalde miterlebt hat, bekommt man einigen Aufschluß über die Entstehungsursachen dieser Sandgrube. Ginter berichtet nämlich, daß damals der in Freiburg zum Bauen benötigte Sand von weither aus der Rheinebene geholt werden mußte. Gött konnte aber den Bauherren in Freiburg aus dem nahe gelegenen Zähringen billiger seinen Sand liefern, und deshalb erhoffte er sich Gewinn. Dieser Gedanke war durchaus richtig. Sein Unternehmen wurde von der Zähringer Gemeinde unterstützt, weil mancher Mann dort neue Verdienstmöglichkeiten finden konnte. Diese Sandgrube lag oben am Hang des Zinswaldes, eines Buchenwaldes, der sich bis zur Zähringer Burg hinaufzieht. Dort entstand nun eine stattliche Sandgrube, die gutes Material lieferte. An Abnehmern fehlte es nicht. Daher entwickelte sich diese Sandgrube recht befriedigend. Wagen um Wagen fuhr einen Feldweg hinab ins Dorf und von dort aus nach Freiburg. Der Verfasser hat in der Jugend Gött selbst noch mit seinen Arbeitern in der Kiesgrube hantieren gesehen. Alles schien in bester Ordnung, da entstand ein entscheidendes Hindernis. Die schweren Sandwagen nämlich mußten den Hügel hinab einen Weg benutzen, der keinen Unterbau besaß, viel zu weich war und deswegen durch die Wagen ruiniert wurde. Das gab den Nachbarbauern Anlaß, sich offiziell zu beschweren. Leider verbot der Gemeinderat Gött nunmehr die Benützung dieses Weges. Daher wurde Gött gezwungen, einen anderen Modus zum Abtransport des Sandes bis zur Talstraße zu suchen, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als den Transport mit zu Tal fließendem Wasser oder durch den Bau einer Förderseilbahn mit Kippwagen zu bewerkstelligen. Wie aus den folgenden Überlegungen (Tagebuch 1901/02) hervorgeht, entschied er sich für eine Seilbahn:

„Das angewandte Prinzip ist so einfach wie möglich: Statt daß Wasser herabfließt, fährt Sand herab, 50 Meter tief, bei 25 % Gefälle. Die sonst nutzlos zum Bremsen aufzuwendende Kraft wird in Arbeit ausgedrückt. Die Kraftquelle besteht also einzig darin, daß menschliche Pickel- und Schaufelarbeit statt in einer Grube 50 Meter hoch geleistet wird, also jedes Kilogramm theoretisch verfünfzigfacht wird; es fragt sich nun nur, wieviel Nutzeffekt erzielt wird.

Außer Sand und Stein könnte von der Abfahrstelle aus jedes andere Wald- und Bergprodukt auf Kraftabgabe angezapft werden; so außer dem Holze z. B. im Winter regelmäßig Eis, das in den entsprechend auszusprengenden fertigen Sandgruben durch Stau- und Leitungswasser erzeugt werden kann. Überhaupt dürfte meine Anlage nur ein Muster für bedeutendere an geeigneten Orten der Erde werden; Erze, Steine, Gletschereis werden dadurch zum Abbruch lohnender, besonders wenn die erzeugte Kraft zum automobilen Weitertransport im Flachlande verwendet werden kann."

Zur Erstellung dieser Seilbahn gehörte die Anschaffung von Schienen, Kippwagen, ein Maschinenhaus mit gut funktionierender Bremstrommel und Drahtseil. Trotz der finanziellen Schwierigkeiten gelang es ihm, sie zu bauen. Volle Wagen rollten gebremst zu Tal, zogen die leeren Loren auf den Hügel hinauf. Alles Technische war also gelöst.

Beglückt notiert er in das Buch seiner Aufzeichnungen (1902):

„Es stehn jetzt 15 Mann drüben — großartig! was? 12 an den Gattern, 2 zum Abdecken und der Schlosser zur Bedienung der Maschine und der Strecke. Wenn er die Zeit

findet, macht er auch Sand in ein paar Tagen. Ich gehe als wohlwollender Verwalter hindurch und drüber hin und finde nun wohl meine Muße zu meiner Arbeit und zum Grübeln."

Die Muße dauerte nicht lange, denn die finanziellen Berechnungen stimmten nicht. Wir erfahren aus dem kleinen Artikel von Ginter nämlich, daß Gött den Wagen Kies für 2,80 Mark (man stelle sich das vor!) an die Bauherren und Architekten nach Freiburg lieferte. Der Fuhrlohn nach dem 5—6 km entfernten Freiburg betrug aber schon 2,— Mark, so daß ihm nur etwa 0,80 Mark pro Wagen als Gewinn übrig blieb, von denen er die Arbeitslöhne, Anschaffungen sowie die Amortisation bezahlen mußte. Und das ging nicht. So geriet Gött erneut in Schulden. Die Notlage spiegelt sich in einigen Zeilen wieder, die er niederschrieb, als er von seiner Sandgrube zurückkam:

„*Wieder ein Katarakt von Verlusten! In Verbindung mit der Verwicklung in das Stadtgeschäft, die vermehrte Leuteanstellung, Gatter- und Geräteanschaffungen, die noch vermehrt werden soll, — das demnächstige große Abdecken, die neuen Rollen usw., nicht zu vergessen die Lohnforderungen der Leute, die nicht unberechtigt ist, gab mir den Rest: ich muß die Bahn dreingeben! Es ist fraglich, ob ein Unternehmer sie übernimmt!*

1/4 Stunde später: Und doch, es gibt kein Rückwärts, die Aufgabe kann nur nach vorn bis zu einem gewissen Grade gelöst werden, ich muß, unter völligem Verzicht auf den Gedanken, auch nur einen Pfenig von den Kosten der Anlage zu retten (abgerechnet die Bagatelle bei späterem Verkauf der Maschine usw.) das Geschäft in seinem jetzt quasi akkordiertem Umfang von 20—24 Kubikmeter Tagesleistung weitertreiben. Ich muß mich begnügen, wenn es sich selber trägt .... und sorgsam achtgeben, daß mein Gehirn nicht drunterkommt."

Es half nichts, er mußte das ganze Unternehmen aufgeben. Die Sandgrube wurde stillgelegt. Bei dem bitteren Entschluß mag sein schlechter Gesundheitszustand, sein Herzleiden, eine Rolle mitgespielt haben. Er arbeitete nämlich selbst in der Sandgrube mit und spürte wohl, daß ihm dies schade. Wie schwer ihm das gefallen sein muß, läßt sich ermessen, wenn man bedenkt, daß es Götts Hauptlebensprinzip war: Alles für andere — nichts für sich selbst. Schließlich war ja einer der Hauptgründe der Erstellung einer Sandgrube, den Männern im Dorf Zähringen eine neue Arbeitsmöglichkeit zu schaffen.

Überlegt man sich einmal kritisch hierzu, woran das eigentliche Fiasko, die Stillegung der Grube, lag, wird man Gött unbedingt entlasten müssen, denn das Verbot, den Feldweg zu benützen, hat diese ganze ungünstige Situation heraufbeschworen. Sicherlich wäre es für die Gemeinde möglich gewesen, den Unterbau dieses Feldweges so herzurichten, daß Gött ihn weiterhin hätte benützen können. Und eine mäßige Erhöhung der Preise für seine Sandlieferungen hätte wohl genügt, um das Unternehmen rentabel zu machen und zu erhalten. Es ist außerdem nicht recht verständlich, warum die Gemeinde Zähringen die Kiesgrube nicht in eigener Regie übernahm.

Die Ziegelei.

Nach Stillegung der Sandgrube versuchte Gött in anderer Weise sein Gelände nutzbar zu machen. Er wollte nun eine Ziegelei aufbauen. Es gab darüber mit der Stadt verdrießliche langwierige Auseinandersetzungen, trotzdem, wie er einmal in seinen Tagebüchern vermerkte, der Oberbürgermeister von Freiburg einen Ausspruch der „Geneigtheit zum Handel mit Wunsch nach Aufschub" geäußert hatte. Daß es ihm ernst mit dem Aufbau dieser Ziegelei war, geht aus mehreren Notizen hervor. In einem Brief heißt es:

„Dagegen zeichne ich verdächtig gerne an dem neuen Plan des Ziegelofens herum, den ich heute einzureichen habe. Er füllte mir die letzten drei Tage aus."[2])

Am 22. Dezember 1907 schreibt er an seinen Nachbarn Troescher, mit dem er sich offensichtlich über dieses Bauunternehmen ausgesprochen hatte, um Geld zu bekommen und ihn daran zu interessieren, wörtlich:

„Glauben Sie erstens nicht, daß Sie die Backsteine billiger kaufen als machen: Sie kriegen sie für 16—18,— Mark auf dem Platz gebrannt, während Sie sie für 28,— und mehr kaufen müssen. Zweitens aber bietet Ihnen die eigene Ziegelei die am Geldbeutel sofort spürbare Gelegenheit, den billigsten Baukörper der Welt, den Luftziegel (Rohbackstein) in ausgedehntem Maße nicht nur bei allen Ökonomiegebäuden, sondern auch als Hinterfütterungsmaterial und für Zwischenwände zu benützen. Dies gilt jedoch von diesem Luftziegel nur so lange, als ich Ihnen nicht ein noch billigeres Material oder ihn selbst in zweckmäßigerer Form und Anwendung nachweisen werde, was ich sehr stark vorhabe."

Leider wurde nichts aus diesem Plan der Erstellung einer Ziegelei. Gött verfolgte nämlich einen sehr brauchbaren Erfindungsgedanken — eben den *Luftziegel,* einen *Hohlziegel* mit großem Volumen, aber mit Hohlräumen, damals ein vollkommenes Novum. Es ist allgemein bekannt, daß derartige Hohlziegel oder entsprechende Bauteile aus anderem Material, Kunststein und Zement längst im Bauwesen eingeführt wurden und daß man heute in größtem Stile davon Gebrauch macht, nicht nur der Billigkeit, der praktischen Verwendung und des geringeren Gewichtes wegen, sondern der ausgezeichneten Isolierung wegen, die solche Hohlziegel gewähren. Gött schwebte übrigens auch der Gedanke vor, mit diesen Hohlziegeln die Erwärmung der Räume zu verbinden, dies nach uralten römischen Vorbildern der Boden- und Wandheizung.

Es scheint übrigens, daß auch Troescher Schwierigkeiten bereitete, denn er verfolgte einen anderen Plan. Er wollte keine Ziegelei errichten, sondern eine Schnapsbrennerei, gegen die sich Gött vehement wehrte — siehe seinen Brief vom 25. 2. 08 an Troescher:

Hierin heißt es: *„Wenn Sie mir nur das nicht antun, daß mir unter der Nase eine Schnapsbrennerei entsteht, der Sie sich selbst entziehen wollen. Es ist mir ganz heiß von dem Gedanken geworden. Ich bitte Sie noch einmal: Übereilen Sie sich in Ihrer jetzigen Klemme mit nichts. Warten Sie mein Aufkommen ab, was nun unausbleiblich ist. (Welcher Optimismus!) Dann helfe ich Ihnen, einen Geflügelhof einzurichten — ohne Kornbrennerei — pfui Teufel. Mein Tälchen wäre verschandelt und der Schaden würde auf Sie zurückfallen, gegenüber dem kläglichen Gewinn."*

„Die Schnapsbrennerei — nein — es darf nicht — es kann nicht sein!"

Gärtnerei-Treibkasten-Fenster und Zwischenwände für Pflanzen-Gewächshäuser und Frühbeete.

Als Landwirt kreisten Götts Gedanken sehr häufig um eine Verbesserung der Pflanzenhäuser und Frühbeete. Er suchte für die Gärtnerei nach einer Planke, die nicht fault wie Holz, nicht kältet wie Beton, nicht teuer ist wie Mauerwerk. Gött dachte 1908 daran, hierzu eine Estrichdiele mit Ramse oder ähnlich billiger Einlage zu verwenden, um mit dem ungeheuren, nirgends im rechten Umfang gedeckten Bedarf der Gärtnerei an Kästen ein kleines Geschäft möglich zu machen (nach einem Brief an Troescher). Gött strebte danach, durch das einfachste und am schnellsten lohnende Gebilde seine Baudielenfabrikation zum sinngemäßen Abschluß zu bringen — nämlich seinen Gärtnereitreibkasten, wie er ihn Troescher mit

einer dürftigen Zeichnung zu erklären versuchte. Er schreibt hierüber (28. 1. 08 an Troescher):

„Nun bin ich aber gar nicht mehr so auf den Zement aus, seit ich den hydraulischen Gips, sogenannten Estrichgips kennen gelernt habe. Den will ich nun in jedem Stück zu meinem Hauptbaumatrial machen, da er vor Kalk und Zement hervorragende Eigenschaften hat — vor letzterem speziell den der Trockenheit und Wärme. Er gibt daher vorzügliche Fußböden, die in Norddeutschland hochkommen. Darum wäre er auch — obwohl Schlackenbeton mit starker Ramseeinlage gewiß auch trockener und wärmer ist als reiner Sand und Gießbeton für eine Treibkastenplanke namentlich dann das klassische Material, wenn seine Konservierung durch gewisse Mittel (Anstrich mit heißem Leinöl, vielleicht auch Tränkung oder Anmachung mit Wasserglas oder saurer Tonerde, Öl, Säure-Seifen) und wohl noch anderem von dauernder Wirkung ist."

In diesem Bemühen hat er sich zur selben Zeit an einen Fachmann, *A. Krems*, gewandt hinsichtlich der Herstellung von brauchbaren Zwischenwänden für Pflanzenhäuser. Dieser antwortete, daß er Asphalt zur Herstellung solcher Zwischenwände nicht für geeignet halte aus dem Grunde, weil dieses Material zu teuer sei. Dagegen bestätigte er Götts Vorstellung, möglicherweise einen Vorteil durch die Verbindung mit Gips, Kalk oder Zement zu erreichen und hält dies zur Herstellung von Platten für Gewächshäuser für durchaus geeignet. Gött schrieb auch s. Z. an die Fabrik Hartmann und Auers in Hannover hinsichtlich eines Konservierungsmittels für Estrichgipsdielen. Die Firma empfahl ihm ihr Testalin, sandte ihm auch sofort eine Probe dieses Mittels und bekundete ihr Interesse am Ausfall der Versuche, was doch immerhin beweist, daß Götts Idee nicht abwegig war.

Drei Monate später starb Gött und damit war alles zu Ende. Der Gedanke an sich aber lebt heute weiter. Es gibt die verschiedenartigsten gut isolierenden leichten und billigen Gipsdielen heute, die man für die genannten Zwecke verwenden kann.

Übrigens hat auch Gött besonders den Frühbeeten sein Interesse zugewandt. Er suchte nach einem billigen Fenster und richtete am 5. 12. 07 an die Papierfabrik in München-Gladbach in dieser Hinsicht eine Anfrage. Er macht nähere Angaben darüber, wie er sich ein solch leichtes Fenster als Schutzdecke mit geöltem Papier, Pergamin etc. vorstelle. In seinem Schreiben heißt es: *„Um es aber noch fester gegen Riß zu machen, müßte es eine zugfeste Eintracht erhalten. Ich kann mir nun nicht denken, daß es besondere Schwierigkeiten hätte, so wie man Papier mit Leinwand verbindet, dem Papier eine Drahteinlage beizugeben — dies bei dem Herstellungsprozeß. Ich möchte nun diesen Gedanken Ihnen als dem ersten Fachmann unterbreiten — selbstverständlich unter Wahrung meines Urheberrechtes daran. Ich glaube nicht, daß man schon Drahtpapier macht — wenigstens habe ich nie davon gehört, halte es aber in verschiedenen Anwendungen für so wertvoll, daß man sich schon um seine Beschaffung bemühen sollte."*

Auch dieser Erfindungsgedanke ist durchaus richtig und brauchbar gewesen und längst verwirklicht. Er kommt in einem Schreiben vom Dezember 1907 an Troescher darauf zurück:

„Ich bin seit einigen Wochen im Begriff, die Frage zu studieren, ob es nicht möglich ist, Drahtpapier herzustellen und zwar zunächst für meine Zwecke durchsichtiges (Pergamin) stark geöltes und durch andere geeignete Mittel wetterbeständig gemacht — nämlich um ein ganz leichtes und billiges Frühbeetfenster herzustellen (das sich schon lohnen würde, wenn es nur zum Schutz empfindlicher offener Kulturen gegen die Nachtfröste herangezogen würde. Auch als Windschutzfenster, etwas gegen Winddruck ge-

sichert für Gartenhäuser und andere primitive Bauten, als Doppelfenster und Wärmehalter vorzüglich. Es könnte geradezu ein enormes Geschäft damit gemacht werden. Ich mache Ihnen strengste Geheimhaltung zur Pflicht."

Weiter unten gibt er nähere Ausführungen: *„Drahtpapier, Netz aus feinem Blumendraht bei der Herstellung in die Papiermasse gebettet, würde gegen leichte und große Rißbildung schützen und durch Überkleben mit solchem leicht flickbar sein. Bereite bis Samstag Morgen Anmeldung zu Patent vor usw.*"

Natürlich hat er dazu wieder kein Geld gehabt und versuchte von Troescher einige Mittel zu erhalten.

II

Über den Weinbau.

Sicherlich ist eine der fruchtbarsten Arbeiten Götts, die nicht nur Sachkenntnis und weise Vorausschau beweist, jene gewesen, welche er im Oktober 1906 in Nr. 42 und 43 des Landw. Wochenblattes unter dem Titel „Über die Notwendigkeit und Möglichkeit der Aufwirtschaftung unseres Weinbaues" erscheinen ließ. Es ging darum, den Weinbauern eine Überprüfung ihrer Arbeitsmethoden darzulegen, da die Winzerei unrentabel geworden war und schlechte Qualitäten wie geringe Quantitäten ergab.

Gleich einleitend heißt es in dem betreffenden Artikel:

„Wenn ich die Frage aufwerfe: Ist unser Weinbau ein rechtschaffen wirtschaftlicher Betrieb, ist er rentabel, d. h. kommt dabei heraus was drinsteckt und reingesteckt wird? Bodenzins, Baumittel, Rebstecken, Geschirr und vieles andere, Dung und die jährliche hineingebrachte menschliche Arbeitskraft? Soll ein Seufzer anschwellen, von Weinheim bis Meersburg und schwer wieder zurückhauchen und einen Alp hinter sich über die gesegneten Landschaften lassen. Es bedarf gar keines eingehenden rechnerischen Beweises, daß die Flut von Kraft und Saft, die der Badische Bauer jahraus, jahrein in seine Weinberge drückt, keine zulässigen Vergleiche (Verhältnis) zu dem kärglichen (und so sauren K.) Tropfen steht, der von dort oben runter in seinen Keller sickert."

Gött vergleicht die Ernten mit den Ausbeuten anderer Kulturen, z. B. der Kornfelder, Kartoffel- und Rübenäcker, der Obstkulturen, bei denen das Verhältnis zwischen Arbeit und Nutzen ein viel günstigeres sei. Natürlich werden von Emil Gött all die angeführten Beispiele bildnerisch ausgemalt, um seine Kritik zu untermauern und den Bauern die Notwendigkeit einer Änderung der Verhältnisse zwingend verständlich zu machen. Die reine Sachlichkeit indessen wird dabei jeweils schriftstellerisch überdeckt, was sich zum Nachteil auswirkt. Eine rein technische Mitteilung hätte wahrscheinlich auf Fachmann und Bauern mehr Eindruck gemacht. Er schreibt:

„Da ich seit 12 Jahren ziemlich täglich an den Rebhügeln unseres Tälchens vorbeigehe, die Rebberge auch von oben ganz übersehen und überhören kann, so war mir schönste und bequemste Gelegenheit geboten, vom ersten Klingen der Rebschere an schönen Maientagen bis zum Hinunterholpern des letzten Herbstwagens das ganze Bauernjahr hindurch zu kontrollieren, was alles an Stoff und Kraft heraufgebracht wird und was dafür hinunterfließt. Das Herz dreht sich mir im Leibe herum, ob solchem Vertun fleißiger unermüdlicher Arbeit, wertvoller Säfte und unschätzbarer Lust, denn Freude kann da nicht mehr aufkommen. In Mißmut beugt sich jeder Rücken.

Es sind einige Jahre her, als ein Nachbar mir bei einem Gespräch erzählte, er habe seine Reben herausgemacht. Jahre vor dem Krieg habe seine Frau ihm diese Reben mit in die Ehe gebracht. 29 Jahre lang habe er sie ‚geschaft', er sei nur ein- oder zweimal in den Herbst gefahren, alle anderen Male

hätten seine Picke und die Kübel des Wiebervolkes gereicht, den Herbst auf dem Heimwege mitzunehmen. Nun sei er es doch satt geworden und wolle sehen, ob ihm das Stück als Kartoffelland oder Kleeacker nicht mehr bringe."

Und Gött rechnet nach: In 29 Jahren voller Arbeit und Kosten hat also der Nachbar ein- oder zwei Herbste gehabt, wo es sich das Fuhrwerk mitzunehmen lohnte, sonst Nieten. 29 Jahre hat der Nachbar also die Reben geschnitten, gebogen, geheftet, gesteckt, angebunden, gehackt, verbrochen, gedüngt und wieder verbrochen, gehackt und wieder gehackt, dazu geschwefelt, gespritzt usw. und dies, ob sie was tragen möchten oder nicht. Erst im 30. Jahr hat er diese geradezu nutzlose Arbeit satt und gab auf. Wie vielen, meint er, mag es in gleicher Weise ergangen sein.

Von diesem praktischen Beispiel ausgehend, entwickelt er dann im Jahre 1906 seine Gedanken für die Verbesserung des Rebanbaues, also zu einer Zeit, als der Kaiserstühler und der Markgräfler durch einen hohen Säuregehalt uns die Kehle verbrannte, und die badischen Weine wahrlich mit den edleren Sorten anderer Weingebiete nicht konkurrieren konnten. Mit Berechtigung und gutem Grund kommt daher der Landwirt Gött zu dem Schluß, es stehe außer allem Zweifel, daß hier volkswirtschaftlich etwas nicht in Ordnung, sondern faul sei. Man rede sich gerne mit der allgemeinen Angabe heraus, diese Faulheit säße dem Rebberg in den Knochen, der Rebe im Rückenmark. Früher sei das eben anders gewesen, da seien die Fehljahre Ausnahmen geblieben. Auch in den Weinbergen habe man so sicher und reichlich den Lohn einer geringeren Mühe und Sorgfalt geerntet wie heute mit dem Kartoffelacker anderen Orts. Gött gibt dieses Argument durchaus zu, er meint aber erkannt zu haben, daß sich in den Verhältnissen des Weinbaues ungünstige Veränderungen vollzogen hätten, ganz abgesehen davon, daß der Mangel an Zeit und Arbeitskräften sich auswirke. Während die vegetativen und wirtschaftlichen Bedingungen des Weinanbaues sich von Grund aus verändert hätten, habe sich die Anbauform an die veränderten Verhältnisse nicht angepaßt. Hinzu komme, daß die Wertschätzung des Weines sich vermindert, die des Obstes sich vermehrt habe. Doch glaubt er nicht daran, daß es an „Wunsch und Bedarf" fehle. Wir zitieren wörtlich:

„*Nach kaltblütiger und genauer Einschätzung unserer Weinberge auf ihre, nach Lage sehr verschiedenen tatsächlichen Wertverhältnisse, ist der Spezialanbau des Weines in unseren Rebgeländen von den besten Lagen in fortschreitendem Maße aufzuheben und mit einer ortsgerechten Zwischenkultur zu vereinen, welche geeignet ist, das Lotteriespiel unseres Weinbaues in einem um einige Wahrscheinlichkeiten des Ertrages gesicherten wirtschaftlichen Umtriebes zu verwandeln.*"

Und fährt weiter fort:

„*Da unsere Weinberge naturgemäß die klimatisch bevorzugten Lagen der Gemarkung einnehmen, so sehe ich von Vorschlägen für diese Zwischenkulturen, d. h. Weinersatzgewächse ab, wofür in erster Linie an Beerensträucher zu denken wäre. Die gedeihen auch auf anderen Äckern. Aber selbstverständlich steht die Entscheidung beim Willen des Bauers, und jeder täte immer noch gescheit, an Stelle eines kranken und faulen Weinstockes einen gesunden und willigen Johannis- oder Stachelbeerbusch zu setzen, die er sich zudem aus Stecklingen leicht und billig selbst heranziehen kann*"

und ergänzt diese Ausführungen in folgender Weise:

„*Nach meiner Meinung gehört nämlich in den Weinberg das edle Obst, sowohl frühstes Weichobst als auch edelstes Winterdauerobst, vornehmlich Birnen, wo aber Wasser gegeben werden könnte, auch Äpfel.*

Von jenen aber kämen in erster Linie der Pfirsich in Betracht, besonders die bei uns noch so bedauerlich vernachlässigten frühen Amerikaner, natürlich auch die späten herrlichen Franzosen, dann die Aprikose und die Kirsche, stellenweise vielleicht auch etwas mehr neues, wie die Feige. usw.“

Mit diesen Ausführungen hat Gött eindeutig kund getan, daß er alle überalterten, schlechttragenden Rebstöcke ausrotten und durch junge Pflanzen, z. T. aber auch durch edle Obstsorten ersetzen will. Es ist bekannt genug, daß man längst diesem Grundprinzip der Regeneration der Weinberge gefolgt ist und dies mit großartigem Erfolg, gerade in der badischen Heimat. Daß bei den Neuanpflanzungen eine kritische Auswahl stattfand und nur beste Gewächse und Sorten zur Anpflanzung kamen, hat sich überaus bewährt. Hinsichtlich der Bemerkung Götts, daß er auch Feigen zum Anbau zwischen den Rebenstauden verwenden will, sei bemerkt, daß im Oberrheintal Temperaturen und Sonnenverhältnisse so günstig sind, daß im Gebiet von Breisach, wie in Italien, die Feige reif wird. Doch hat sich dieser Fruchtbaum bei uns nie eingebürgert.

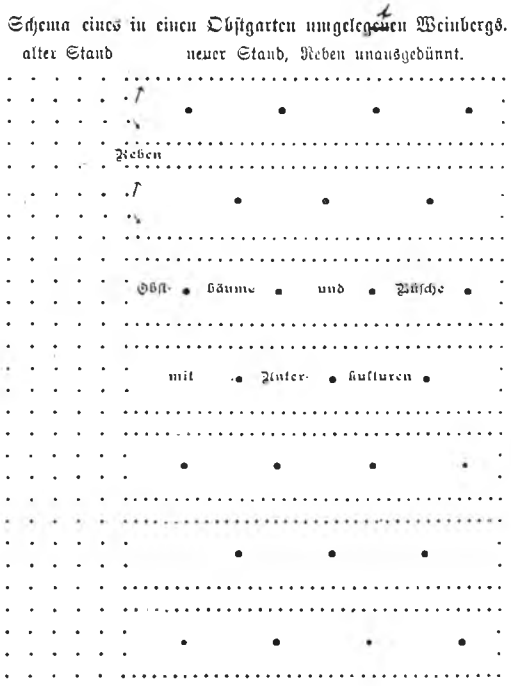
Wie aber denkt sich nun Gött die neue Anbaumethode, und zwar eine solche in Kombination mit Obstkulturen. Er greift beispielsweise auf die Anbautechnik im großen Weinland Südtirol zurück, um den dort üblichen Anbau in Pergeln zu zeigen (Laubengänge), in denen der Tiroler seinen Wein und fast alles andere darunterbaut, und führt dies des näheren aus:

„Das sind 3—5 Meter breite Gassen am Berghang, Terrassen, an deren einer Seite die Rebe 2—3 Meter hoch und dann über ein Laubengerüst die ganze Breite der Pergel herübergezogen wird; es ist namentlich von diesem Laubdach, daß im Herbste die goldenen oder blauen Trauben dicht und schwer niederhangen. In dem lauschigen Halbschatten dieser Rebgänge an den heißen Berghängen oder im Tale zieht nun der Bauer was er will und braucht: Getreide, Mais, Kartoffeln, Gemüse aller Art für Mensch und Vieh.“

Gött lehnt diese Pergelform mit gutem Grund für den Anbau des Weines in Baden unseres Klimas wegen ab, weil der Boden die spärlichere Sonnenbescheinung benötigt und die Laubenform nicht als die zweckmäßigste erscheint. Er übernimmt aus dem Tirolerbereich also nur die offene breite Gasse, in der sich ein Zwischenbau ausdehnen kann. Er schlägt auch vor, zwei Reihen von Reben nebeneinander zu stellen, dann aber eine breite Mittelgasse stehenzulassen, in denen die Mittelkulturen, Obstbäume und Sträucher angelegt werden.

Zu all diesen Ausführungen findet sich in der Originalarbeit noch eine schematische Skizze zum Umbau der Rebberge aus dem alten Zustand in die neue Form, die den Licht- und Wärmeverhältnissen am besten entspricht und Zusatz- oder Unterkulturen ermöglicht. Wir reproduzieren sie hier an dieser Stelle, um das Gesagte zu demonstrieren, das Schema eines mit Zwischenkulturen versehenen Weinberges, in dem berücksichtigt ist, daß die Zahl der fruchtbringenden Rebstöcke im ganzen nicht vermindert wird.

Gött ist sich natürlich über die grundsätzliche Bedeutung einer guten Rebensorte zum Auffrischen der Weinberge im klaren. Er spricht in einem Nebensatz die Erwartung aus, daß staatliche und Gemeindebaumschulen (bzw. Rebschulen) für den entstehenden Bedarf an edlem Pflanzenmaterial in jedem Sinne hilfreich einspringen sollten und nicht den Weinbauern alles selbst zugemutet wird. Kraftlose und kranke Stöcke müßten unbedingt zugunsten dankbarer Gewächse ausgeschaltet werden, so daß allmählich und zielbewußt alle schlechten Reben verschwinden. Einsichtig und gar bescheiden fügt er am Schluß dieses erstaunlichen Artikels hinzu:



Schema eines in Obstgarten umgelegten Weinberges

„Ich bilde mir nicht etwa ein, mit dieser ersten Anregung schon die endgültige Form (des modernen Weinbaues) getroffen zu haben, aber wenn ich Ansprüche auf eine Anerkennung erhebe, so ist es darauf, daß ich den Finger auf eine Stelle gelegt habe, wo es keine Vermessenheit ist zu sagen: was nehmen wir, um einer verbreiteten tiefgehenden Not auf die natürlichste Weise ein gut Stück beizukommen.“

Die staatliche Hilfe werde sich sicherlich in wenigen Jahren schon reichlich bezahlt machen, und zwar hinsichtlich des Weinanbaues wie der Obstkulturen.

Ich glaube kaum, daß ein Leser nach Kenntnisnahme dieser Äußerungen Götts einen anderen Eindruck bekommen wird, als daß seine primären Anregungen durchaus richtig waren. Es ist ja eine Tatsache, daß sie sich längst (nach fünfzig Jahren) segensreich ausgewirkt haben. Unzweifelhaft gebührt Gött eine Priorität des Gedankens, denn man ist seinen Prinzipien grundsätzlich gefolgt. Nur der Zwischeneinlagerung von Obstbäumen hat man nicht entsprochen.

Kein Zweifel, daß Gött diese Entwicklung voraussah und mit diesem Artikel auch eingeleitet hat. Sie führte zu einer unerwarteten Veredlung des badischen Weines, der sich in einen wahren Hagel von Goldmedaillen und anderen Auszeichnungen kund tut.

Erst vor wenigen Tagen wurde uns bekannt, daß Gött am 28. Dezember 1907 ein Rundschreiben an die Nachbarn der Leihalde und an die Bürger von Zähringen in gleicher Sache versandt hat, da sein Gesundheitszustand einen Vortrag über die Reorganisation des Weinanbaues nicht mehr zuließ. Darin macht er den Winzern noch viel weitergehende Vorschläge von eminenter Bedeutung und Tragweite. Außer dem kleinen Kreis der Zähringer wußte darüber bis heute niemand etwas davon.

Gelegentlich der Bemerkung, dem Fabrikanten Troescher aus Atzenbach drei bis vier Morgen Rebland in Zähringen nahe der Leihalde zu verschaffen, kritisierte er das Hochtreiben der Preise unter Einsatz von Scheinwerten oder als Bauland und wendet sich gegen die Zerstückelung der Rebfelder.

In Ergänzung zu seinem ersten Weinbau-Artikel in der Landwirtschaftszeitung mit einem Leserkreis von 43 000 Abonnenten, von denen kein einziger (weder eine Behörde noch ein Institut, ein Amt oder irgendein Winzer) reagiert hat, die Reaktion also gleich Null geblieben sei, forderte er nochmals die Weinbauern auf, eine volkommene Ausrodung überalterter Rebstöcke und eine Neubepflanzung mit guten Sorten sowie die Anlage von Obstkulturen vorzunehmen. Dann aber geht er viel weiter, indem er mit wenigen Worten die gesamte moderne Entwicklung der Weinwirtschaftstypen, nämlich die Bildung von Interessengemeinschaften (bzw. Winzergenossenschaften) vorschlägt, so wie sie sich längst allerorten im Kaiserstuhl, dem Markgräfler Land und im

badischen Rebland gebildet haben. Er nennt für eine zu bildende Zähringer Interessengemeinschaft bzw. Winzergenossenschaft auch schon einen sachverständigen Leiter, namens Mozin, der ein ausgezeichneter Sach- und Sortenkenner sei.

Gött verlangt den Austausch und die Zusammenlegung der Weinberge, also das, was wir heute „Flurbereinigung" nennen, danach die Berechnung der Anteile, forderte einen grundsätzlich neuen, sinnvollen Bebauungsplan, Neupflanzungen, dazu die Anlage zweckmäßiger horizontaler Fahrwege den Hängen entlang, durch die Mitte der Weinberge, und gute Zufahrtsmöglichkeiten von oben und unten. Das alles im Jahre 1907!

Man kann über diese gesamte Planung nur sein Erstaunen ausdrücken und sich wundern, daß die Winzer alle diese wertvollen Gedanken und Pläne Götts so wenig beachteten und Jahrzehnte nutzlos verstreichen ließen. Die Zusammenlegung der Rebberge, die Bildung von Genossenschaften pro Gemeinde ganz nach seinen Prinzipien kam erst nach dem Zweiten Weltkrieg mit wenigen Ausnahmen in Gang und wirkte sich überall segensreich aus. Nun erst entstanden wahrhaft edle Weine im badischen Land. Der badische Wein wurde gegenüber anderen Gebieten nicht nur konkurrenzfähig, sondern gehört heute zu den Spitzenweinen Deutschlands. Leider hat man dem Gedankengut Götts, seiner ganzen Planung in dieser Sache wie seiner Priorität nie die verdiente Anerkennung gezollt, weder zu Lebzeiten noch auch nach seinem Tode. Ja man weiß in den Kreisen der Winzer gar nicht, was man diesem Manne eigentlich verdankt.

Wir baten Herrn Direktor Dr. A. Wilhelm, vom Staatlichen Weinbau-Institut, Freiburg i. Br. um eine Stellungnahme. Er schreibt:

„Was Emil Gött vor 60 Jahren in seinem Artikel ‚Über die Notwendigkeit und Möglichkeit der Aufwirtschaftung unseres Weinbaues' im Landwirtschaftlichen Wochenblatt vom 17. und 24. Oktober 1906 geschrieben hat, ist ein erschütterndes Dokument von der Not der Weinbauern und von dem Tiefstand, auf dem der Rebbau in Baden, von Weinheim bis Meersburg, damals angelangt war. Sechs von sieben Jahren waren Nieten und lohnten die schwere Arbeit im Rebberg nicht. Bei dem Mißverhältnis zwischen Einsatz und Gewinn kann „Freude nicht mehr aufkommen, in Mißmut beugt sich jeder Rücken". Der damalige Notstand der Weinbauern griff Emil Gött ans Herz. Er begnügte sich aber nicht damit, darüber zu seufzen, er hatte vielmehr für jene Zeit geradezu revolutionäre Vorschläge für eine Verbesserung der trostlosen Lage zu machen. An drei Übeln krankte nach seiner Ansicht der Weinbau: Der Rebkrankheit, der Zeitkrankheit (d. i. dem Mangel an Arbeitskräften) und an der veralterten Bauform. In letzterer sieht er das Hauptübel. Er empfiehlt deshalb, „den *Spezialbau* des Weines in unseren Rebgeländen von den besten Lagen an in fortschreitendem Maße aufzuheben und mit einer ortsgerechten *Zwischenkultur* zu vereinen, welche geeignet ist, das Lotteriespiel unseres Weinbaues in einen um einige Wahrscheinlichkeiten des Ertrages gesicherten *wirtschaftlichen Umtrieb* zu verwandeln."

Wenn man heute die Frage stellt, was an den Vorschlägen E. Götts richtig und fruchtbar war und was sich erhielt, so zeigt ein Blick auf die Weinlandschaft unserer Zeit, daß die Rebe noch einheitlicher als früher in Monokultur angepflanzt ist und daß Zwischenkulturen aus dem Rebgelände verschwunden sind. Daß die Entwicklung einen den Empfehlungen E. Götts entgegengesetzten Verlauf nahm, hat mehrere Gründe. U. a. gelang es, der „Rebkrankheit" Herr zu werden und damit eine Hauptursache der ständigen Mißernten auszuschalten. Sodann zwang die „Zeitkrankheit",

der Mangel an Arbeitskräften, zu mechanisieren und den Arbeitseinsatz zu konzentrieren, wozu natürlich der Spezialbau bessere Voraussetzungen bietet als eine Rebanlage mit Zwischenkulturen.

Wenn auch der Leitgedanke von E. Gött in der ursprünglich vorgesehenen Form keine Verwirklichung fand, so waren damit doch sehr wertvolle, heute noch gültige Anregungen verbunden. Dem Weinbauer gab er den Rat, nur fruchtbare Stöcke zu vermehren, d. h. Selektion zu betreiben, was heute für jeden Winzer ein geläufiger Begriff ist. Er hat ferner erkannt, daß größere Pflanzweiten sich auf den Ertrag günstiger auswirken als enger Stand der Stöcke, eine Einsicht, die heute selbstverständlich erscheint, die sich aber erst in jüngster Zeit langsam und gegen großen Widerstand in der Praxis durchgesetzt hat.

Für E. Gött müßte es eine Genugtuung sein, heute zu sehen, wie seine Forderung, *edles* Obst in Weingegenden anzupflanzen, Wirklichkeit geworden ist. Man hat zwar nicht den Wingert in einen Obstgarten verwandelt, das Risiko des einseitigen Rebanbaues aber verringert und Edelobst und Rebe jeweils den optimalen Standort innerhalb der Gemarkung eingeräumt. Er könnte sich auch darüber freuen, daß seine Empfehlung, Buschobst auf Zwergunterlagen zu pflanzen, mehr und mehr verwirklicht wird, und daß man heute dabei ist, selbst dem Kirschbaum eine damals gesuchte zweckmäßige, d. h. niedrige Form zu geben. Sein Vorschlag, als Unterkulturen Erdbeeren, Frühkartoffeln, Gurken und vor allem Tomaten anzupflanzen, entsprang der richtigen Erkenntnis, daß der vermehrte Anbau dieser Früchte zum Risikoausgleich und zur Existenzsicherung unserer kleinbäuerlichen Gemischtbetriebe wesentlich beitragen würde. Aus den seinerzeit empfohlenen Unterkulturen sind inzwischen wirtschaftlich sehr bedeutsame Sonderkulturen geworden. Worin sich aber sein Weitblick mit am meisten offenbart, ist die frühe Einsicht, daß eine Verbesserung der Vermarktung der Spezialprodukte unerläßlich sei. Bekanntlich fällt in jene Zeit die Gründung der ersten Winzergenossenschaften. Obstgroßmärkte und Zentralkellereien sind erst jüngeren Datums. Heute ist die Vermarktung das Problem Nummer 1 der landwirtschaftlichen Erzeugung einschließlich der Sonderkulturen. „Noch immer ist Scham und Gram für das Menschengeschlecht zu tragen, daß es allem Fortschritt zutrotz noch immer nicht in der Lage ist, einen Segen von oben gehörig dankbar und vernünftig unterzubringen." Man möchte diesen Satz von Emil Gött der EWG ins Stammbuch schreiben.

III

Bauwesen

Mobil- und Trockenbau.

In das Jahr 1906, aber wahrscheinlich auch schon früher, fallen eine Reihe von Gedanken über eine Verbilligung und Beschleunigung des Hausbaues. Wir besitzen über dieses technische Gedankengut zwei wichtige Originalunterlagen, und zwar zunächst einen Vortrag, den Gött seinerzeit vor der Ortsgruppe Freiburg der Deutschen Gartenstadtgesellschaft am 29. 11. 1907 hielt, dann einen Originalbrief, den er an den berühmten Erfinder Edison geschrieben hat, um die Edison-Werke zu veranlassen, sich mit der von ihm vorgeschlagenen neuartigen Bauweise zu befassen.

Der eigentliche Anlaß zu seinen Gedanken über eine verbilligte Bauweise waren alle jene Schwierigkeiten, die er beim Bau seines eigenen Hauses auf der Leihalde gehabt hat, aber auch ein Artikel in der Täglichen Rundschau, der darüber berichtete, daß ein reines Zementhaus in USA von einem Unternehmer errichtet worden sei, für dessen Bau nur die Hälfte der Zeit und ein Viertel der Kosten gegenüber der nor-

malen üblichen Ziegelsteinbautechnik notwendig war.

Wir wollen uns zunächst mit dem Vortrag von 1907 des näheren befassen, weil er darin eine ausführliche Begründung für seine Gedanken gibt, die — wie er selbst sagt — eine lange vielverzweigte Vorgeschichte hatten. Er habe nämlich, so meint Gött, einmal die Vermessenheit gehabt, sich ein Haus zu bauen und bauen zu lassen, und dabei erfahren, daß das Bauen Geld koste und nicht nur Lust bereite. Nach typisch Göttscher Art umschreibt er das für seine Hörer mit kleinen Sentenzen, so z. B.: „Einer baut's, der andere kriegt's" oder nach einem heimischen Bauernwort: „Wenn einer baut, so hat er Spän für drei Jahre und Schulden fürs Leben." Und eben um diese Späne, nämlich die teueren Kosten und die Schulden fürs Leben handelt es sich bei seiner ganzen Bestrebung, die Bautechnik zu verbessern. Er spricht das präzise aus, indem er sagt:

„Diese Späne und diese Schulden, die ich mir, nachdem das Bauen losgelassen, knirschend und verzweifelt gefallen lassen mußte, sind der treibende Grund, dem die jetzt, wie ich sagen darf, sieggekrönten Bemühungen entsprossen: ein Bauen zu erfinden, bei dem es keine Späne und zum Teil eben daher keine Schulden gibt oder doch nicht das, was heute noch dieses Wort beschwert."

Dazu führt er dann im Detail aus, wie es zu diesen Schulden durch die Umständlichkeit der Bauweise kommt. Er habe „fürchterliche komplizierte Verwüstungen an kostbar gefördertem und kostbar angefahrenen und so kostbar nachbearbeiteten Baumitteln beobachten können. Dazu käme die Kostspieligkeit und so belangreiche Umständlichkeit der Bauweise, ihre Hilfsmittel, dazu die sprichwörtlich bekannte Saumseligkeit und Zeitvertrödelei der Maurerei bei einem Stundenlohn von 60 Pfg. Und alles dies, so schreibt er, lädt sich auf den Buckel des unseligen, sich tausendmal verwünschenden Bauherrn. Und alles ende immer in dem Sturz in die trotz aller Vorsicht unausbleibliche jede Berechnung täuschende Überschreitung der Baukosten, also echte Schulden, damit in eine Dauerfron und Geldknechtschaft. Die ungeheure Überzahl der Menschen füge sich in dieses Übel. Er habe nach anderen Lösungen gesucht, angefangen zu grübeln und zu probieren, sich dabei an die überlieferte Maurereitechnik angelehnt und dabei in zwei Reifezeiten des ersten Jahrzehntes zwei Fehlgeburten in Gestalt eines Falzbausystems entwickelt. Danach kommt es zu einem entscheidenden Satz, der sicherlich damals von Gött erstmalig präzise formuliert und ausgesprochen worden ist. Es heißt nämlich in dem Vortrag:

„A priori war mir nämlich klar, und es ist der leitende Zug bis zur heutigen Vervollkommnung geblieben, daß im heutigen Zeitalter der Maschine die Gestaltung, ja die Erzeugung der Baukörper nicht auf den Verbrauchsort, wo ihr nur die Urmittel der Menschheit, die Handarbeit zu Gebote steht, sondern in die Fabrik gehören, d. h. an den Platz, wo die Grundstoffe in unbegrenzter Fülle oder leichter Beschaffenheit vorhanden sind, zu welchen Grundstoffen auch die elementare Kraft in irgend einer Form gehört: Kohlenlager, Wasserkräfte" usw. *„Auf diesen Bauhöfen", erklärt er weiter, „haben die Baukörper zu entstehen und ihre zweckmäßige Gestalt zu gewinnen, und zwar ohne daß nun noch ein Span abfällt, weil die Arbeit und Stoffverwertung dauernd organisiert ist. Am Bauorte selbst sollen sie nur noch zusammengefügt werden."*

Damit ist das Wesentliche des Erfindungsgedankens klar ausgesprochen. Gött will nämlich in der Fabrik Baueinheiten größerer Art schaffen, die gegossen, gepreßt oder auf andere Weise hergestellt sind und am Ort des Aufbaues lediglich zusammengesetzt werden. Wie weit diese Entwicklung heute

Gemeingut geworden ist, weiß jedermann. Man ist längst über diese primäre Forderung Götts hinausgegangen und schafft ganze Fertighäuser in der mannigfaltigsten Form. Gött nennt unsere Bauweise als absolut unzeitgemäß und verlangt (1906), daß sie den total veränderten Zeitverhältnissen angepaßt werde, zumal die primitiven Baustoffe, wie Holz, nicht mehr so billig wie früher seien, sondern teuer und rar. Außerdem kritisiert er mit gutem Recht, daß bei unserem Bauen das Bedürfnis in keinem richtigen Verhältnis zu den Gesetzen der Statik stehe. Ein zweckmäßig gebauter hohler Balken und Pfosten in Holz oder Eisen trage mehr als der volle von gleichem Querschnitt. Das ist eine Forderung jener Art, der man ebenfalls heute im Bauwesen weitestgehend Rechnung trägt. Der Sicherheitsfaktor wird dadurch nicht nennenswert vermindert, eher erhöht.

Es folgen in seinem Vortrag nun detaillierte Angaben über eine moderne Bauweise, so wie er sie sich denkt. Von einem Falzbausystem, bei dem Gußsteine mit Nut und Spund ineinandergreifen, sei er abgekommen und zu einer Riegelbauweise gelangt, bei der aber im Gegensatz zu Altbekanntem die Fächer nicht irgendwie ausgemauert, sondern von außen und innen dort mit wetterfesten, hier mit wohnguten Platten, zum Teil neuer Art, verkleidet und der Hohlraum mit einem schlechten Wärmeleiter und Schalldämpfer aufgefüllt werden. Er will die Verschalung, d. h. die Wandplatten nicht an das Traggerüst hängen, sondern sie lediglich anstellen und ihre Verbindung spannen, so daß sie in sich selbst Halt finden. Er will damit ihre große Druck- und Zugfestigkeit bei vertikalem Stande ausnützen. Die so konstruierten Platten sollen nicht nur die Wände, sondern auch Decken und Böden vom Keller bis zum Speicher bilden, vielleicht auch zum Dachbelag selbst dienen:

„Die Einlagen, die ich benutze, aber heute noch nicht veröffentlichen will, wird den verschiedenen Verwendungssorten in Gips, Kalk, Schwarzkalk, Zement, Asphalt, Holzzement, gebundenes Wasserglas u. a. mehr gebettet und wie gesagt, für die spezifischen Zwecke noch mit Eisenzügen armiert werden. Für das Riegelwerk kann je nach Ort und Zweck Holz oder Eisen gewählt werden. Ich führe speziell für mein Unternehmen ein feuer-, rost- und fäulnisfesten armierten Beton-Hohlbalken ein. Die Verbindung durch den ganzen Bau ist die Eisenschraube. Dadurch wird der Bau nicht nur ein Trockenbau, sondern auch ein Mobilbau. Nägel verwendet er an keiner Stelle. Der Bau werde, so meint Gött, von sofortiger ungeheurer Festigkeit. Eine Einsturzgefahr bestehe nicht. Wir werden mitten im Winter bauen und einziehen können, während oben der Bau noch nicht vollendet ist. Ein weiterer Vorteil sei der, daß der Bau kein Lehrgerüst brauche, er baue sich sozusagen von innen nach außen von selbst auf. Nicht einmal eine Leiter brauche der Zimmermann, in dessen Hand der Bau nun ganz gerückt sei."

Gött geht in seinen weiteren Beschreibungen auf eine Reihe von Vorteilen seiner Wandung gegenüber der heutigen Mauer, die ein toter Klotz sei, ein. Man könne mühelos innen Schäfte, Schränke, Spiegel usw. anbringen. So beschreibt er dann den Einzug der Decken und Bodenplatten und verdrängt auch den Maler aus seinem Neubau in den Bauhof. Der unterste Innenraum müßte, wie er meint, *zum Schutz gegen Mäuse und andere Tiere aus Beton gebaut werden. Für die Füllung seiner Wände nähme er Streu oder Torfmull oder aber noch besser Industrieabfallstoffe: ... „Schlacken, Kieselguhr, Säg- und Hobelspäne, Papierabfälle und dergleichen, deren einzige Bedingung sein muß, daß sie schlechte Wärmeleiter und gute Schalldämpfer sind."*

Obwohl Gött Schwarzwälder ist, will er an Stelle des in unserem Land üblichen steilen Daches ein flaches Dach einziehen, um

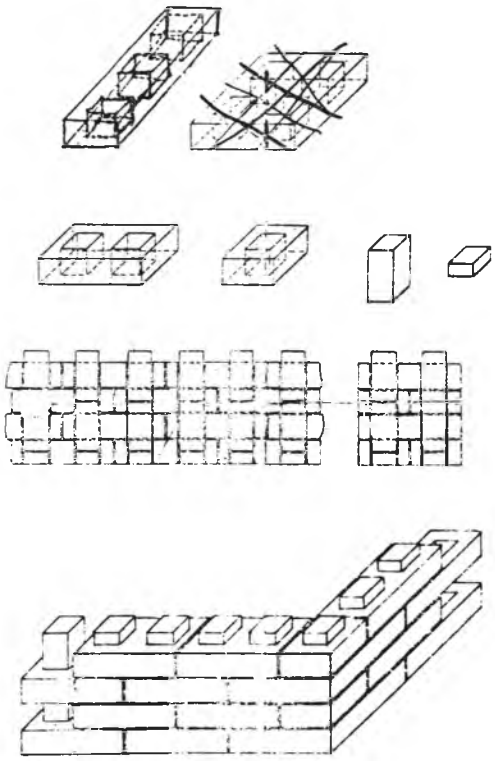
dort oben einen reizvollen Sitzplatz zu bekommen. Er meint, das geneigte Dach ist „örtliches materielles, historisches Vorurteil", aber er bedenkt hierbei doch nicht, daß man es aus Zweckmäßigkeitsgründen für die Wintermonate und die Belastung des Schnees gebaut und sich dies erhalten hat. Er kommt von dem Gedanken auch wieder ab, wie aus einem Nachtrag zu diesem Vortrag hervorgeht. Man hat ihm gesagt, daß die Betonplatte sich als Abdeckung eines flachen Daches nicht bewähre, da der Beton Feuchtigkeit anzieht und auf der anderen Seite wieder das Wasser auszuschwitzen vermag. Seine Gedanken kreisten darum, auf welche Weise diese Betonplatten durch geeigneteres Material ersetzt werden können, und zwar ein Material, das sich für unser Klima eignet. Am Schlusse seines Vortrages bringt er zum Ausdruck, daß er mit seiner Bauweise hoffe, die Kosten des neuen Hauses auf mindestens die Hälfte des heutigen herabmindern zu können, daß es dabei doch fest, warm, gesund und schmuck und für jeden erschwinglich sei, der heute einen Hauszins für drei bis vier Zimmer zu tragen habe.

Aus einem Brief an eine Freundin vom 24. November 1907 erfährt man, welch beglückendes Gefühl ihm die Lösung des Problems gegeben hat:

„Mein Falzbau von ehedem ist in einer dritten rauschenden Selbstgeburt als ‚Mobil- und Trockenbau' in voriger Woche in nun klassischer Form ans Licht des Tages getreten. Das ist eine große Geschichte, die zu schreiben mir den halben Sonntag kostenwürde... Übrigens sind nicht nur bedeutende Männer interessiert, sondern auch ein geldgebender Gönner gewonnen worden, d. h. ein reicher Mann, der auf seine Kosten auf seinem großen Gut die ersten Bauten nach meinem System aufführen lassen wird. Ich habe Dir dieses verschwiegen, weil ich mich schämte, wieder dem Erfinden erlegen zu sein und wollte erst die Organisation abwarten. Aber die Sache ist jetzt schon reif genug, um mitgeteilt zu werden. Es kam über mich, wie ein allerdings durch unsägliche Vor- und Fehlmühen wohlbegründetes Naturereignis, dieses Sehen und Begreifen. Aber auch die Mauserung der ‚Mauserung' ist fortgeschritten, eigentümlicherweise in all den Stunden, wo ich des anderen Suchens und Bildens müde war..."

Emil Gött, der an sich ein scheuer Mensch war und schwer Kontakt zu anderen bekam, hatte keine Hemmungen, sich an die Großen der Technik zu wenden, um ihnen Vorschläge zu machen und seine eigenen Pläne darzulegen. So hat er sich auch nicht gescheut, dem großen amerikanischen Erfinder Edison zu schreiben und seine ganzen Gedanken über seine Bautechnik darzulegen. Das Originalschreiben ist erhalten und befindet sich in der Universitätsbibliothek Freiburg. Man wird nicht vergessen dürfen, daß Edison damals durch seine epochemachenden Erfindungen gerade für die jungen Deutschen zu einem erstrebenswerten Vorbild und viel bewunderten schöpferischen Mann geworden war, dem alle nachzueifern trachteten. Er beginnt sein Schreiben mit dem Hinweis auf jenes Haus, das aus reinem Zement in USA erbaut worden war, offenbar nach den Plänen Edisons, und dessen Bauzeit nur die Hälfte betrug, und das auch nur ein Viertel der Kosten gegenüber der normalen Bautechnik erforderte. Folgendes schreibt er an Edison:

„In Betonung des Berichtes, daß dieses Haus zu erbauen, nur die Hälfte der Zeit und nur ein Viertel der Kosten eines anderen beansprucht hat, zeigt mir zu unschätzbarem, persönlichem Trost, daß Sie mit Erfolg auf das gleiche Ziel losgegangen sind, nach welchem ich mich selbst bis jetzt vergeblich bemühte. Es stärkt mich im Vertrauen auf die wenigstens innere prinzipielle Gesundheit meines eigenen Denkens. Auch ich erblicke



Mauerbau nach E. Gött

im Zementbau ein Mittel, das nach entsprechender Modifizierung der Materialformen und der Bautechnik im Stande sein wird, die Kosten einer menschlichen Behausung oder anderer Gebäude, auf einen Bruchteil der bisherigen Summe herabzusetzen und dadurch die Lebenshaltung, besonders der arbeitenden Volksschicht bedeutend zu heben.“

Gött hat bei all seinen Erfindungen und Konstruktionen immer wieder die geistige Bestätigung und Richtigkeit seiner Denkweise gesucht und auch meistens gefunden. Man wird nicht bestreiten können, daß diese Stelle seines Briefes an Eidson geradezu hellseherisch die modernen Entwicklungen des Stahl-Zementbaues voraussah, obwohl er von den unerhörten Möglichkeiten dieser Bautechnik natürlich noch nichts wissen konnte. Tatsache ist, daß der moderne Stahl-Zementbau die alten Bautechniken fast vollkommen verdrängt hat und dies besonders bei riesengroßen Bauvorhaben.

Weiter heißt es im Originalschreiben:

„Da ich mein Hauptaugenmerk auf das kleine Einfamilienhaus und dessen landwirtschaftliche und industrielle Hilfsbauten gerichtet hatte, bedurfte ich nicht des massigen, hochtragfähigen Bausteines der Städter, konnte ich mit der leichten Verfügbarkeit meines Betonbausteines meine Hohlform zu verbinden und geriet auf den von mir sogenannten Rahmenbau, den ich hier in seiner ersten Gestalt ihrem blicksicheren Auge in Form von Zeichnungen vorlege (siehe unsere Abbildungen).“

Nach einigen technischen Angaben hat dann Gött in diesem Schreiben bemerkt, daß seine Hohlblöcke oder Ziegel eine sehr wertvolle Gelegenheit geben, die Böden im Sinne des römischen Hypokaustum heizbar zu machen, die schönste Art der Zimmererwärmung, bei der der Fuß warm, der Kopf verhältnismäßig kühl bleibt. Daß diese Beheizungsform eine Idealform für Innenräume darstellt, wird von niemand bestritten. Er spricht auch in seinem Schreiben die Hoffnung aus, daß er einmal Gelegenheit habe, ein solches Haus nach seinen Plänen auf einer Ausstellung zu bauen und nachher fein säuberlich wieder auseinander zu nehmen.

Und nun kommt wieder die Bescheidenheit Götts zum Ausdruck, indem er sich dem Genie Edisons vollkommen unterwirft und ihn bittet:

„Ich möchte haben, daß Sie einen Ihrer Blicke auch auf die Zeichnungen werfen und sie entweder für Unsinn oder von besseren überholt erklären oder, wenn Ihnen doch etwas daran zu sein scheint, sie Ihren Technikern zum Studium und Probieren überweisen. Ich sehe Ihrer Äußerung zur Sache mit einiger Spannung entgegen und

verbleibe bis dahin mit freundlichem Gruß. Emil Gött."

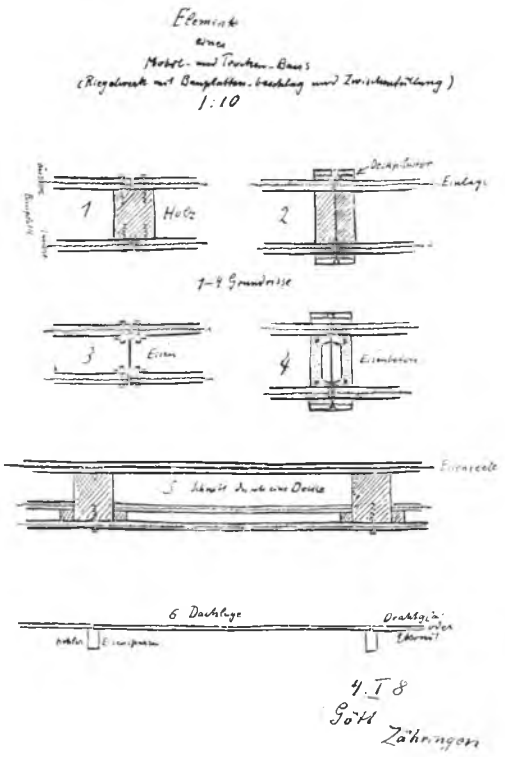
Wir wissen nicht, ob Edison Gött geantwortet hat und was aus seinen Vorschlägen wurde. Es fehlt jegliche weitere Unterlage in dieser Sache. Eines ist jedoch sicher, Gött hat sich große Hoffnungen auf diese verbilligte Bauweise gemacht und schwelgte in Siedlungsträumen. Wie von Weiher ganz richtig in seinem Artikel vom Jahre 1949 erwähnt, ist Gött schon im jugendlichen Alter, etwa 1880, von sehr klaren Vorstellungen von seiner künftigen Siedlungspolitik beherrscht gewesen.

Gött dachte selbst an die Verwirklichung seiner Pläne, wie aus einem Schreiben an den Stadtbaumeister von Freiburg/Br. 1907 hervorgeht[3]). Darin heißt es nämlich gelegentlich der Bitte um Baugenehmigungen im Bereich der Leihalde für andere Personen:

„Dasselbe gilt von meinen Bauten: Ich will eine Anzahl wahrer Musterbilder von Ein-, zunächst Klein-Familien-Landhäusern erstellen, auf die man reisen und Ehre einlegen könnte; daß sie den Berg in sorgfältiger Ausnützung der Geländebewegung an die Brust gesteckt werden, ist selbstverständlich."

Diese Häuser wollte er, soweit wir wissen, für Freunde errichten. Zum gleichen Zweck dachte er einmal daran, Rothaus im Schwarzwald aufzukaufen, und später erfüllte ihn der Gedanke, in seinem geliebten Alt-Breisach am Rhein, wohin er den Bauhof für den Trocken- und Mobilbau verlegen wollte, eine Siedlung und Kolonie für geistig hochstehende Menschen zu errichten. Es schwebte ihm die Schaffung eines Kulturzentrums am Oberrhein vor.

Es besteht kein Zweifel, daß viele seiner konstruktiven Gedanken Allgemeingut wurden und ihre Verwirklichung fanden.



Elemente eines Mobil- und Trockenbaues

Heizungsreform

Zu den Erfindungen Emil Götts auf baulichem Gebiet gehört auch die Beschreibung seiner *Heizschlangenkunst.*

Er stellte am 1. 1. 1908 einen Schutzanspruch, dessen Original sich in der Universitätsbibliothek in Freiburg befindet. Die Reproduktion der Konstruktionsskizze läßt mit einem Blick erkennen, um was es sich handelt. Der Schutzanspruch für diese Feuerungsanlage lautet auf:

„Eine Heizschlange vom Herd des Hauses aus, direkt oder auf Umweg durch den Stubenofen, im alten Schlot, oder bei Neuanlagen im Mantelrohr und Bauplattengehäuse nach oben geführt und unter Druck des Sammlers die Warmwasserheizung des Hauses speisend."

Kaiserliche Patentamt

Berlin

Gesuch des Emil Gött, Landwirt in Mühringen, auf Erteilung eines Patentes auf eine von ihm erfundene und mit dem Namen heizschlangenkunst bezeichnete Feuerungsanlage.

Ich ersuche das kaiserliche Patentamt um Gewährung eines Patentes auf eine von mir erfundene und mit dem Namen heizschlangenkunst bezeichnete Feuerungsanlage. Drei in der Anlage beigefügte Darstellungen Nr. 1 & 2 und zwei Blatt Zeichnungen Nr. 3 & 4 erläutern die Einrichtung.

Der Betrag von M. 20,— geht gleichzeitig mit diesem an die Kasse des kaiserlichen Patentamtes ab.

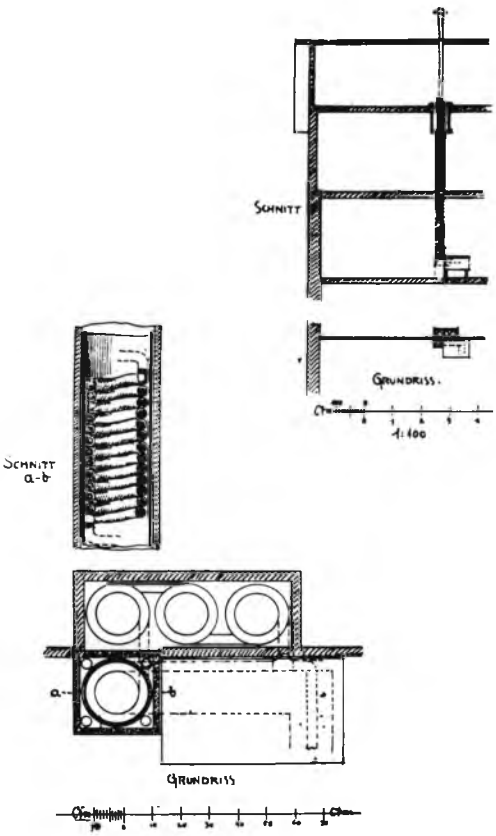
Gesuch um Patent der Heizschlangenkunst

In der Präambel weist Gött darauf hin, daß aus den üblichen Herden, die am Tage mindestens dreimal geheizt werden, die Feuerluft direkt durch den Schlot nach oben entweicht, daher ungeheure Mengen teuer erzeugter Kalorien unausgenützt verschwinden. Die Umleitung des Luftzuges durch die Ofenkunst, wie sie namentlich in altdeutschen Bauernhäusern üblich ist oder war, stellt einen Versuch dar, dem Feuer vor seinem Eintritt in den Schlot einen Teil seiner verlorengehenden Heizkraft abzugewinnen. Von diesem Grundgedanken geht seine Konstruktion der Heizschlangenkunst aus. Dabei läßt er bei seiner Neuerung die Wärme der Heißluft durch Konduktion auf eine spiralig angeordnete Warmwasserleitung übertreten. Er beschreibt seine Vorrichtung wie folgt (vgl. Skizze):

„Ich führe im bisherigen Schornstein oder bei Neuanlagen unter Verzicht auf einen solchen in einem Gehäuse von Gipsdielen (D) und einem Mantelrohr (R) aus Schwarzblech oder einem anderen geeigneten Stoffe vom Herde aus eine Heizschlange (S) in handlichen Trummen (T) als hohle Säule (Figur 3) so hoch im Hause hinauf, als dieses der Heizung bedarf. Im zweigeschossigen Einfamilienhaus (Fig. 3) ist der Oberstock das gegebene Ende der Führung. Hier mündet sie in einem hochgehängten Sammler. Die Rückleitung erfolgt durch eines der Seitenrohre im Gehäuse (r). Unter dem Druck des Sammlers speist die Heizschlange die Warmwasserleitung des Hauses."

Aus der Originalskizze läßt sich sofort erkennen, was Gött meint.

„Durch die Züge seines Kachelmantels kann die Feuerluft des Herdes vor ihrem Eintritt



Entwurf zur Heizschlangenkunst

in die Säule ihren Weg nehmen. Es ist mir nämlich vor allem darum zu tun, dem Hause den in jeder Kochzeit ohne anderen Umstand als den Zug eines Schiebers oder die Drehung eines Hahnes zu schaffenden warmen Winkel zu geben, der seine Kostbarkeit besonders in den Übergangszeiten des Jahres entfaltet, wo die Menschheit so erbärmlich fröstelt, weil es noch nicht lohnt, die Heizung in Betrieb zu setzen."

Er beschreibt im folgenden den Betrieb seiner Heizschlangenkunst:

„In der wärmeren Jahreszeit wird durch das gewöhnliche Herdfeuer in Säule und Sammler Warmwasser für Küche und Bad erzeugt; an kälteren Tagen wird durch Einschaltung des Heizkörpers der Wohnstube der warme Winkel bereitet. Steigt mit dem Herannahen des Winters der Bedarf an Wärme, so wird der Herd länger und stärker beheizt, im vollen Winter dauernd. Das ewige Feuer des Hauses ist so vom Keller (wohin ein ungeheuerlicher Irrtum unserer Ingenieure es verbannt hat) in den Mittelpunkt des Hauses gerückt, den ganzen Tag jedem Zwecke dienstbar. Aber man wird den Herd auch dementsprechend einrichten, ihm einen schlechten Wärmeleiter zum Mantel geben, das Feuer innen zusammenhalten und der Wärmesäule zuführen, statt es dauernd durch eiserne Platten in die Küche strahlen zu lassen. So wird auf jeden Fall meine Heizschlangenkunst eine äußerste Ausnützung der Heizstoffe mit größter Ersparnis aller Art verbinden und einen Komfort auch dem Hause des kleinen Mannes ermöglichen, den die kostspieligen Einrichtungen vieler Großer nicht erreichen."

Mit seiner Bemerkung, daß diese Art der Konstruktion (damals 1908) neu sei, hat er recht. Und darauf stützte er seinen Schutzanspruch beim kaiserlichen Patentamt ab. Leider hat Gött die Verwertung dieser Idee und die vielfach variierten Ausführungen durch andere nicht mehr erlebt, weil er drei Monate nach diesem Antrag auf Schutz starb. Damit aber erlischt nicht die Tatsache eines abgeschlossenen Erfindungsgedankens als solchem, der unbedingt fruchtbar und richtig war.

Aus einer Photokopie des Originalschreibens vom 31. Dezember 1907 läßt sich erkennen, daß Gött tatsächlich das kaiserliche Patentamt Berlin um Gewährung eines Patentes seiner Heizschlangenkunst angegangen ist und die nötigen M. 20,— an die Kasse des kaiserlichen Patentamtes geschickt hat.

IV.

Kleine, verschiedenartige Erfindungen

Ein neues Rucksackmodell

Es ist bekannt, daß Gött in seiner Jugendzeit sehr viel wanderte, daß er auch Alpinist war und Mitglied der Freiburger Sektion des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins gewesen ist. Dort hielt er etwa 1900 einen Vortrag über einen neuen Rucksack. Dieser Vortrag hatte in doppeltem Sinne Bedeutung. Dort nämlich lernte mein Vater, Gustav Killian, Gött kennen und nahm ihn nach dem Vortrag mit in den Familienkreis. Seit dieser Zeit datiert die enge Verbundenheit und Freundschaft zwischen beiden Männern, die später von so wesentlicher Bedeutung während Götts Erkrankung und auch nach seinem Tode wurde.

Erst durch die Treuhandstelle des Reichspatentamtes (Informationsamt für gewerbliches Schutzrecht) erfuhr der Verfasser von dem Antrag auf Erteilung eines Gebrauchsmusters (161810 Klasse 33 D) für sein Rucksackmodell am 11. 9. 1901 auf die Namen Emil Gött Freiburg-Zähringen und Eduard Gimbel Freiburg i. Br. Dieser Antrag ist, soweit mir bekannt, auf Rat meines Vaters erfolgt, der Gött seinerzeit den entsprechenden Vorschlag gemacht hat.

Es handelt sich bei dem Schutzanspruch um einen „Rucksack oder Tornister mit Ver-

längerung zwecks Gebrauch als Schlafsack oder Hängematte". Offensichtlich war bei den Wanderungen Gött mit den typischen Modellen des Rucksacks nicht zufrieden gewesen und hatte deshalb versucht, die Grundform des Rucksacks zu ändern und ihn zu vielfältigen Zwecken verwendbar zu machen. Leider sind nähere Unterlagen über diesen Musterschutz weder in dem Nachlaß noch bei der Treuhandstelle vorgefunden worden, so daß wir über seinen Erfindungsgedanken nichts Näheres äußern können als die Tatsache der Existenz selbst. Unseres Wissens war dies der erste Schutzanspruch, den Gött gestellt hat.

Feuerwehrschiebeleiter

Bis um die Jahrhundertwende benützten alle Feuerwehren die üblichen einfachen Leitern, die zum Teil mit einem großen eisernen Rundhaken am oberen Ende versehen waren, um diese in die Fenstersimse einzuhängen. Da dieses Verfahren sowohl für das Löschen mit Wasser als auch für die Rettung vielfach unzweckmäßig erschien, sann Gött über dieses Problem nach und konstruierte eine neue kombinierte Feuerwehrleiter nach dem Schiebesystem. Roman Woerner hat in seiner Monographie diese Leiter erwähnt (er hat leider die Quelle nicht angegeben). Es ist dem Verfasser folgendes darüber bekannt geworden:

Gött kombinierte zwei oder drei Leitern, die er durch Seilzug übereinanderschob, so daß eine Verlängerung der Basisleiter entstand. Es ist dies das Prinzip der modernen Feuerwehrleitern, die allerorten heute in technischer Vollendung verwendet werden. Gött hatte die Absicht, auf diese Schiebeleiter ein Patent anzumelden. Um ein Modell herstellen zu lassen, setzte er sich mit einem Schreinermeister in Verbindung.

Näheren Aufschluß über diese Feuerwehrleiter erhält man aus einem Brief, den Gött an seine Freundin Toni Bell am 12. 5. 1893[4]) schrieb. Daraus geht hervor, daß er während der Zeit der Entstehung seiner Leihalde sich mit diesem Erfindungsgedanken abgegeben hat. Toni Bell teilte ihm damals mit, daß Professor Mahmke in Darmstadt (den sie später nach dem Tode Götts heiratete) in den Patentbüchern auf ihre Veranlassung nachgesucht und gefunden habe, daß eine solche Rettungsmaschine bei Feuersgefahr schon erfunden und patentiert sei.

Wenn man nun annimmt, daß Gött durch diese Mitteilung überrascht und traurig wurde, so ist das ein Irrtum, denn er schreibt an seine Toni:

„Durch diese Mitteilung hast Du mir einen großen Dienst geleistet und mir manchen unnötigen Gang oder unnötige Sprecharbeit erspart."

Keine Spur von Resignation, seine Lösung hatte sich ja als richtig erwiesen, sie war schon patentiert und diente damit zum Segen der Menschheit.

Gedanken über eine Eisenbahnschutzvorrichtung

Es ist bekannt, daß *Gött* in der Jugend das schwere Eisenbahnunglück im Mooswald zwischen Freiburg und Hugstetten miterlebt hat und dort bis zur totalen Erschöpfung bei den Rettungsarbeiten mithalf. Dieses Ereignis hat sich unauslöschlich in seine Erinnerung eingegraben, und es ist daher verständlich, wenn er sich immer wieder Gedanken über die Eisenbahn machte und jeglicher Sicherung des Eisenbahnverkehrs seine besondere Aufmerksamkeit widmete. Er schreibt einmal:

„Ich kann keinen Eisenbahnzug an mir vorüberfahren sehen, ohne einen Schauder in dem Gedanken zu empfinden, daß diese den Schienenstrang entlang surrenden Räder dem Zusammenstimmen vieler Faktoren vertrauen, daß aber gegen ein Versagen dieses Glücks so gut wie nichts geschehen ist und

so wenig gemacht werden kann. So war vor allem bis heute ein entgleister Zug außer den heldenmütigen Versuchen seines Steuermannes, ihn vor dem Sich-einbohren oder Abstürzen der Maschine zum Stehen zu bringen, völlig seinem vom Menschen nicht mehr beeinflußbaren Schicksal preisgegeben und wie oft erleben wir es, daß die ganze lebendige Kraft seiner sausenden Masse zu einem schrecklichen Knäuel von Eisen, Holz und Menschenleibern zusammenbricht, der sich hinter der festgefahrenen oder abgestürzten Lokomotive türmt."

Eines Tages geriet nun *Gött* an einen Bericht über eine Schutzvorrichtung gegen Zugentgleisungen, der in einer Berliner Zeitung veröffentlicht worden war. Die Erfindung stammte von *Gerike* und *Bollmann;* es heißt in der kleinen Notiz, man habe einen Versuchswagen mit großer Geschwindigkeit auf die Strecke geschickt, deren Gleis unterbrochen war. Die Schutzeinrichtung bestand nun aus einer quer zu den Fahrschienen etwa handbreit darüber hängenden Gleitschiene, die so eingerichtet war, daß sie ihren Abstand vom Gleis unabhängig von den Veränderungen der Wagenbelastung stets beibehält. Im Augenblick der Entgleisung legt sich diese Gleitschiene auf das Gleis und fängt die Radachsen auf, so daß die Wagenlast anstatt auf den Rädern nunmehr auf der Gleitschiene ruht.

Der Probewagen näherte sich nun der unterbrochenen Stelle, bei der Entgleisung trat sofort die Schutzvorrichtung in Tätigkeit und hielt den Wagen hinter der Gefahrenstelle in normaler Lage auf den Schienen fest. Nach der Entgleisung übrigens konnte mit Hilfe besonderer Laschen in wenigen Minuten der entgleiste Wagen wieder auf die Schienen gehoben werden.

Es ist nur allzu verständlich, daß Gött sich sofort mit diesem Problem beschäftigte und ihn diese Nachricht nicht nur fesselte, sondern ihn in Aufregung versetzte. Er bekennt auch in seinen handschriftlichen Notizen, daß ihn diese Nachricht hierüber mindestens ebenso gefesselt habe, wie Meldungen über Fortschritte in der Steuerbarkeit unserer Flugmaschinen. Die Sicherung des Eisenbahnverkehrs habe unzweifelhaft den Vorrang an Wichtigkeit.

Wenn er bei dieser Gelegenheit auch keinen eigenen Erfindungsgedanken vorbringt und entwickelt, verlangt er doch mit allem Nachdruck in einer Antwort, daß auch das kleinste Fahrzeug die Schienen nicht verlassen dürfe, damit ihm die Schwungkraft langsam entzogen werden könne und es in Bewegung gehalten werde. Und diese Bewegung könne nach Ausfall der Räder nur eine gleitende sein, so wie das die Erfinder der obigen Schutzeinrichtung gemacht haben. Er vergleicht die Schutzwirkung mit der Wirkung der *Kufen eines Schlittens,* die sofort in Tätigkeit tritt, sowie die Räder ausfallen, aber den Boden neben den Schienen noch nicht erreicht haben.

In diesem Falle gelangt Gött allerdings auch zu einer vernünftigen Kritik, denn er schreibt, daß diese Schutzeinrichtung nicht immer so programmäßig verlaufen werde, wie man sich das denkt. Aber er hofft doch, daß eine ganze Anzahl schwerer Gefährdungen damit auszuschalten sei und setzt sich deshalb mit Nachdruck für die Erfindung von Gericke und Bollmann ein.

Briefmarkenrollen und Automaten

Gött war es gewöhnt, einfache mechanische Vorgänge kritisch zu beobachten. Eines Tages ärgerte er sich über die Umständlichkeit der Austeilung von Briefmarken auf der Post unter Verwendung von Bögen. Wir haben über seine Gedanken hierüber näheren Aufschluß aus einem Artikel von Siegfried von Weiher und entnehmen ihm, daß er die Umständlichkeit der Postbeamten, die einzelnen Marken aus der Mappe herauszunehmen, kritisierte. Wörtlich heißt es in seinem Schreiben:

„Es müßte" — in der Handhabung — „schon längst aus der horizontalen in eine rotierende Bewegung übersetzt sein. Man denke sich an der Wand vor dem Beamten eine Batterie von Rollen montiert, aus dem er mit dem Griff einer Hand bald die gewünschte Anzahl in entsprechender Streifenlänge hervorzieht, d. h. sie abspulen läßt. Allerdings müßte entsprechend das Format der heutigen Markenbögen vorbehandelt werden bzw. geändert werden."

Jedermann, der ein Postamt besucht, wird sich davon überzeugen können, daß seine mechanischen Vorstellungen absolut richtig waren, daß sie in mannigfaltigster Weise Eingang gefunden haben. Wenn auch der Verkauf in Briefmarken als solche in Bögen sich erhielt, gibt es heute doch auch Briefmarkenautomaten, die auf diesem Göttschen Prinzip beruhen, und so die Richtigkeit seines Erfindungsgedankens bestätigen. Außerdem weiß jedermann, daß die kleinen Zettel für Einschreibe- und Eilsendungen von der Rolle entnommen werden und nicht vom Bogen. Gött wird deshalb von S. von Weiher als geistiger Vater dieser Erfindungsidee angesehen.

Registrierkassen und Büroeinrichtungen

Von demselben Erfindungsgedanken ausgehend, befaßte sich Gött auch mit den Prinzipien der Registrierung. Wir erfahren aus dem Artikel von v. Weihers hierüber einiges Wichtige hinsichtlich seiner Bestrebungen, die technischen Einrichtungen der Büros zu verbessern. Von Weiher zitiert einen Brief, in dem er entsprechende Anregungen macht, der uns aber leider nicht erhalten bzw. nicht auffindbar ist. Darin beschreibt er die Schreibmaschine für Quittungsformulare in einem Streifen, d. h. in einer Papierrolle, auf der dann der Angestellte bzw. Beamte die entsprechenden Daten einträgt (mit Kopie). Auf diese Weise, so erklärt er, lasse sich automatisch ohne weiteres eine Buchführung vollziehen. Die volle Rolle werde später ausgewechselt und wandere für die Dauer der gesetzlichen Aufbewahrungsfrist in die Registratur. Die Rollen denkt er sich aus halt- und waschbarem Stoff hergestellt, so daß man sie nach drei Jahren regenerieren bzw. wieder verwenden kann.

In den Tagebüchern (1902) fand der Verfasser die folgenden Bemerkungen, welche als Beleg der oben angegebenen Gedanken angesehen werden können:

„Aus der heutigen Nacht ist ein seltsamer Traum, besser eine unbewußte Kopfarbeit zu verzeichnen: ich ‚erfand' eine Art Schreibmaschine für die Post und andere Berufe, die viel zu schreiben oder besser, Vordrucke auszufüllen haben: eine Verbindung von Automat und Schreibmaschine. Auf endlose Bandrollenfilme oder Telegrafenstreifen werden Namen, Zahlen und Datum gedruckt, zu gleicher Zeit wird das Band auch kopiert!! ... Wider Willen packte mich diese Buchhaltungsmaschine in einer schlaflosen Morgenstunde noch einmal; Registrierapparate sollten dazukommen, die den copierten Streifen entweder zum Sortieren lose liefern oder geheftet geben, oder aber auf einen doppelten Haspel winden, der mit Übersetzung versehen, vor- und rückwärts gespult werden kann.... Jetzt was anfangen damit: als taubes Korn aus dem Gehirn schlagen? Ist es taub? Irgendeine Eisenbahnverwaltung hat einen Preis zur Vereinfachung der Schreibereien ausgesetzt."

Nach von Weihers Ansicht und auch der unsrigen geht aus diesen paar Zeilen eindeutig hervor, daß im Grunde genommen Emil Gött hier das Prinzip der modernen Buchungsmaschine dargelegt hat. Es dürfte aber wohl kaum eine Firma, die derartige Buchungsmaschinen und Registrierkassen herstellt, heute noch hiervon wissen. Fest steht nur, daß zu Zeiten Götts vor 1908 keine derartigen Geräte: Registrierkassen usw. in

Deutschland bzw. Europa im Handel waren. Die ersten Modelle von Buchungsmaschinen und Registrierkassen tauchten u. W. auf der Weltausstellung 1904 in St. Louis/USA auf.

Hydraulischer Aufzug und Pumpe

Es ist uns bekannt, daß Gött sich auch mit den Fragen hydraulischer Aufzüge und einer Pumpe befaßt hat, die offenbar dem Prinzip einer Widderpumpe entsprach und fast ein Perpetuum mobile gewesen sein soll. Da, wie er selbst bemerkt, diese technischen Probleme seine physikalischen und technischen Möglichkeiten weit überschritten, suchte er bei Fachleuten Belehrung und Rat, der ihm auch in negativem Sinne zuteil wurde. Deshalb hat er keine weiteren Anstrengungen gemacht, seine Ideen zu verfolgen.

Götts Gedanken über Flugprobleme

Daß Gött sich mit Passion schon vor der Jahrhundertwende mit dem „Fliegen" befaßt hat, nimmt kein wunder, denn während der damaligen entscheidenden Entwicklungsphase gab es kaum einen jungen Menschen in Deutschland, der nicht von Begeisterung über den Gedanken, die Luft erobern zu können, erfüllt war. Schließlich ist es ein Faktum, daß die Grundlage der gesamten modernen Aerodynamik und Aeronautik in der Hauptsache deutschem Geistesgut entsprang, und daß besonders im süddeutschen Raum es an wagemutigen Versuchen einzelner Männer, das Fliegen zu erlernen, nicht gefehlt hat.

Man erlaube dem Verfasser an dieser Stelle einen kurzen Rückblick auf die Frühgeschichte der Fliegerei, um darzulegen, was Gött damals schon wissen konnte, als er begann, sich ab 1896 gedanklich mit den Problemen der Fliegerei zu befassen und Kontakte mit bedeutenden Persönlichkeiten, wie dem Grafen Zeppelin, Werner von Siemens, Riedlinger in Augsburg und anderen aufnahm.

Lange bevor Otto Lilienthal (1848 bis 1896) seine ersten Gleitflieger baute und Flugversuche (1891) anstellte, und auch lange bevor er sein Buch über den „Vogelflug als Grundlage der Fliegerkunst" (1889) veröffentlichte, hatten süddeutsche Männer, alles Laien, das Fliegen versucht, darunter offenbar schon um 1600 ein schwäbischer Mönch namens Peter Kaspar Mohr, und 1620 ein Nürnberger Bürger. Es folgte der unglückliche verlaufene Flugversuch des Schuhmachers Salomon Idler (aus Cannstadt) 1630 in Augsburg von einem Hausdach auf eine gepolsterte Brücke, die zusammenbrach, dann jener vergebliche des schwäbischen Müllers Schweikhart. 1784 hat der badische Landbaumeister Carl Friedrich Meerwein 1782 in Emmendingen im selbstgebauten Schwingenflugzeug zum Gaudium aller Zuschauer einen Flugversuch gemacht, der auf einem Misthaufen endete. Bekannt ist auch ein Flugapparat mit Flügelschlag des aus der Schweiz stammenden Jakob Degen, eines Uhrmachers, den er 1707 in Wien erbaute und angeblich auch erprobte. Der Schneider Albert Ludwig Berblinger hat diesen Degenschen Schwingenflieger nachgebaut und in Ulm damit von der Adlerbastei herab einen Gleitflug gewagt, der leider in der Donau endete. Beinahe wäre er dabei ertrunken. Trotz der höchst skeptischen und auch unrichtigen Behauptung des berühmten Physiologen und Augenarztes Helmholtz (1873), der Menschenflug mit Maschinen sei eine Utopie, und es müßten logischerweise alle Flugversuche mißglücken, gründete man 1881 in Deutschland einen ersten Verein zur Förderung der Luftschiffahrt, in dem sich Wissenschaftler, Techniker, mutige Erfinder und Sportsmänner vereinigten. Das Ziel blieb die Erforschung des Vogelfluges, das Geheimnis des Fliegens, trotz dem höheren Gewicht als Luft, des Segelns und Steigens. Der Maler Arnold Böcklin gehörte zu

diesen Pionieren. Er hat in den Jahren 1881 bis 1887 eine Reihe der verschiedensten Gleitflieger mit starren Tragflächen: Eindecker, Zweidecker, sogar Dreidecker gebaut und erprobt, ist aber unseres Wissens nie selbst geflogen. Schließlich gelang 1891 Otto Lilienthal der erste freischwebende Gleitflug von 25 m in seinem dem Vogelflügel nachgebauten Apparat in Groß-Lichterfelde bei Berlin. Damit war der Bann gebrochen.

Wenn wir auch annehmen müssen, daß Gött die älteren mißglückten Vorversuche nicht bekannt waren, so doch sicherlich die kühnen Gleitflüge Otto Lilienthals, oder sogar dessen Buch. Vielleicht gab dessen tödlicher Absturz 1896 Gött Anlaß, sich mit dem Flugproblem (1896—1898) näher zu befassen. Sicherlich bekam er später auch Kenntnis von den ersten praktischen Flugversuchen der Gebrüder Wright 1900 auf den Sanddünen von Kitty Hawk in Nordkarolina. Wir verzeichnen am Rande, daß der Großvater der Gebrüder Wright, ein John G. Körner, aus Deutschland stammte und nach Virginia ausgewandert war.

Man erinnere sich daran, daß erst am 18. Dezember 1903 den Gebrüdern Wright mit ihrem Doppeldecker, getrieben durch einen Benzinmotor von nur 16 PS Stärke es erstmals gelang, sich 12 Sekunden in der Luft zu halten, was sich als ein überwältigendes Ereignis auswirkte. Ihre weiteren Erfolge sowie den ersten Flug Fahrmanns mit seinem Doppeldecker von 771 m im Oktober 1907, den Flug des Franzosen Latham mit seiner „Antoinette", einem Eindecker (1906) und auch die „Jla" in Frankfurt a.M. (1907), eine hochinteressante Luftfahrtausstellung, hat Gött noch erlebt. Die erfolgreichen Flüge von Euler, Grade, Bleriot, Lindpaintner u. a. erfolgten dagegen erst nach seinem Tode 1908.

Es ist für die folgenden Ausführungen über Götts Flugideen notwendig, sich zu vergegenwärtigen, daß sie entstanden, als weder die Entscheidung über das „Schwerer oder Leichter" als die Luft, d. h. Luftschiff oder Flugzeug, noch jene über die Antriebsart [Schießpulver, Tretmotor, Menschenkraft, Dampf-, Kohlensäueremotor, Säuremotor, Verbrennungsmotor (Benzin)] gefallen war.

Ballon und Luftschiff

Roman Woerner verzeichnet in seiner biographischen Darstellung, daß Emil Gött sich besonders in den Jahren 1897 und 1898 auf dem Papier mit Konstruktionen eines Luftschiffes befaßt hat. Leider ist von diesen Zeichnungen nicht das Geringste erhalten geblieben. Auch nähere Erläuterungen über seine Vorstellungen sind uns nicht bekannt, zumal Woerner leider keine Quellenangabe gemacht hat. Wir wissen lediglich, daß es sich um den Bau eines pompösen Luftschiffes (mit Gasfüllung) gehandelt hat, an dem er herumknobelte, und das er für eine Nordpolfahrt verwenden wollte. Wörtlich schreibt Woerner:

„Es sollte mehr ein Transportmittel und Menschengehäuse für ungeheuer weite und unwirtliche Gebiete werden als ein Hoch- und Schnellflieger. Bis ins Einzelne verzeichnete er seine Gedanken darüber und vervollkommnet den Flugkörper noch zu einem fürchterlichen Angriffsmittel gegen Kriegsschiffe und Festungen."

Welch phantastische Gedanken ihn hinsichtlich dieses Luftschiffes bewegten, mit welcher bitteren Ironie und Selbstkritik er sie aber auch betrachtete, erhellt eine Eintragung in sein Tagebuch vom März/April 1897:

„Bei dem Wort ‚fliegen' fällt mir ein, daß mir neulich der Gedanke kam, die Knochen meines Luftschiffes, die ja aus Mannesmann-Rohren gedacht sind (Aluminiumstahl?) auch mit dem tragenden Gas zu füllen. Überhaupt denke ich mir mein Fahrzeug nicht als fliegend, sondern nur als sehr leicht und stark, wie der Vogel schwerer als die Luft (und wie das Schiff schwerer als das

Wasser) durch Luftverdrängung und Kraft soll es sich heben und bewegen, sich tragen. Ist das ein Traum oder ein Rausch — nun so hänge auch ein solcher unter den vielen Gespenstern und Fledermäusen auf meinem Speicher."

In den Jahren vor der Jahrhundertwende stritt man sich noch heftig darum, welchem System, dem nichtstarren oder starren Luftschiff (Parseval oder Zeppelin) der Vorzug zu geben sei, ein Streit, der, wie jeder heute weiß, zugunsten des letzteren entschieden worden ist. Nur noch kleine, manövrierfähige, mit Motor getriebene, nicht starre Luftschiffe zu Erkundungsflügen gibt es heute noch. Die Zeppeline sind zwar nach der Katastrophe von Lakehurst verschwunden, aber die Idee als solche lebt weiter und taucht immer wieder einmal auf.

Einen Ballonflug willkürlich steuern zu können, ist seit Jahrhunderten ein Traum der Menschheit gewesen. Phantastische Konstruktionen wurden entworfen, unter denen das „fliegende Schiff" des Paters Francesco Graf Lana de Terzi mit Mast und Segeln, gehoben durch vier Vakuumkugeln wohl das seltsamste Gebilde gewesen ist. Graf Lana stand übrigens mit G. W. Leibniz, dem Philosophen (1646—1706) seines Luftschiffes wegen in Korrespondenz, und dieser soll seinem Plan begeistert zugestimmt haben. Ein kaum glaubliches Geschehnis, denn Lanas Luftschiff basierte auf völlig falschen physikalischen Voraussetzungen. Ähnlich grotesk ist der „Himmelswagen" des Melchior Bauer 1763 ausgefallen, der aber immerhin schon Tragflächen besitzen sollte.

Wir gehen wohl nicht fehl in der Annahme, daß Gött die Montgolfièren bekannt waren, und daß er den mit Leuchtgas gefüllten Freiballon kannte, wie man ihn schon 1871 zur Ballonpost gelegentlich der Belagerung von Paris verwendet hatte. Gött war sich natürlich bewußt, daß ihm jegliche Mittel zum Modellbau fehlten.

„Ich und Geld" — schreibt er 1898, der Luftschiffbauer im Geiste — „Jeder Versuch des Schöpfens zerrinnt mir selbst beim bloßen Anfassen aus Mangel an Geld, das ich zum Schöpfen brauchte. Selbst wenn es wirklich nur darauf ankommt, Geduld zu entwickeln, so gehört dazu die Notwendigkeit zu betteln oder zu pumpen, da ich nur 43 Pfennige zweifelhafter Provenienz habe." Mit nur 43 Pfennigen in der Tasche kann man allerdings kein Luftschiff bauen. Daher blieb ihm stets nur der Weg der gedanklichen Lösung, um die er rang, und die er an geeigneter Stelle investieren wollte.

Wie er sich diese gedankliche Lösung vorstellt, erfährt man aus einer Angabe des Jahres 1898. Er will nämlich einen Ballon oder sein Luftschiff an einem Drahtseil fesseln und die Energien zur Fortbewegung durch eine elektrische Zuleitung sichern. Wörtlich heißt die betreffende Stelle:

„Unter den technischen Träumen macht sich in ganz originellen Wendungen das elektrisch von der Erde aus betriebene Luftschiff (eine Tochter des steuerbaren Torpedos!) sehr bemerkbar; schon ist die halbe Erde mit einem Drahtnetz überspannt, an dessen Fäden die „Flederkutsche" hin- und hersaust."

Seine Gedanken dringen noch viel weiter vor. Man lese die folgende Stelle aus dem Tagebuch des Jahres 1898. Immer wieder entzündeten sich damals seine Gedanken am Krieg, dies in tiefer Erregung über das Schicksal der Buren, der Vernichtung Transvals, des Oranje Freiheitsstaates. Er schreibt:

„Es rückt der Krieg wieder näher. Hab gestern den ganzen Tag die schönsten und lebhaftesten Phantasien darüber gehabt. (Übersetzung meines von der Erde aus gelenkten Luftschiffes in ein ähnliches unterseeisches Boot oder gesteuertes Geschoß). Die Sache ist nicht sehr phantastisch, aber die Arbeit mit solchen Ideen kommt mir doch

einigermaßen verdächtig vor; ich bin auch in der Tat sehr unruhig, es kocht in mir."

Weniger des chronischen Geldmangels wegen als der Investierung seiner Gedanken wegen wandte er sich eines Tages in einem Brief an den Grafen Zeppelin, der uns erhalten blieb, und den wir hier wiedergeben wollen, weil seine Diktion überaus typisch ist:

„Herr Graf! Irgend ein Sterblicher, auf den unbekannten Namen Gött hörend, versucht anläßlich eines gelegentlichen Aufenthaltes am Orte eine Unterredung mit Ihnen zu gewinnen, die ihre Luftschiffunternehmung sowie seine eigene Idee über einen Weg, der den Menschen diesem Ziel näher führen sollte, zum Gegenstand haben möchte". Zur Unterstützung dieses Gesuches fügt er noch bei: ...„daß Sie auch mit der schärfsten Lupe kein gewinnsüchtiges Motiv, außer dem freilebendigen Interesse an der (gemeinsamen!) Sache an ihm finden würden; und wenn er es selbst sagt, muß es wohl so sein!

In Gewärtigung einer freimütigen Antwort zeichnet Emil Gött aus Zähringen."

Ein Antwortschreiben auf diesen Brief ist uns nicht bekannt. Wahrscheinlich ist es auch nie zu der ersehnten Aussprache gekommen.

Noch ein zweites Mal grübelte Gött über die praktische Verwendung eines Ballons. Er wollte nämlich eine Ballon-Seilbahn bauen, d. h. er wollte den Transport einer Last nicht im Stile einer gewöhnlichen Drahtseilbahn, die durch Wasserballast oder Motor getrieben wird, bewerkstelligen, sondern den Auftrieb durch den Zug eines Luftballons bewerkstelligen, ohne sich darüber klar zu werden, daß dieser Umweg keinerlei technische Vorteile bot. Von seinen Ideen besessen, wandte er sich im Mai 1906 an den Diplom-Ingenieur K. Müller in Freiburg (mit dem er wahrscheinlich befreundet war), um sich belehren zu lassen. Dieser antwortete:

„Die Idee, die Schienen durch ein Drahtseil zu ersetzen, ist nicht neu. Nur scheitert die Sache an den kolossalen Dimensionen, in welche man sicherheitshalber kommt."

Er stellt dann Gött die entscheidende Frage:

„Sie wollen den Zug des Gasballons nach oben verwenden und mit einem Wagen alleine herunterfahren. Haben Sie ausgerechnet, wieviel Gas Sie für 50 Personen brauchen würden? Was das kostet? Sie könnten damit eine ganze Stadt versorgen ... Also Schwamm drüber!"

Flugzeuge.

Besser unterrichtet sind wir von Götts Gedanken über eine *„Fluglehrbahn"*.

Er hat seine Gedanken hierüber schriftlich 1902 niedergelegt in einem Artikel, dessen Original im Nachlaß (Universitätsbibliothek Freiburg) gefunden wurde. Aber schon drei Jahre zuvor, am 24. 4. 1899, hat er sich brieflich an Werner von Siemens in gleicher Sache gewandt, um seine Gedanken einem großen Industrieunternehmen zur Verfügung zu stellen. Er spricht dies direkt aus:

„Ich suche die Werkstatt, in die ich meinen Gedanken „empfehlen" kann, die ihn aufnimmt, durchdenkt, durch die widerstehenden Mittel zwängt und ausführt."

Diesen Brief beginnt Gött mit sehr bezeichnenden Worten:

„Unter den mancherlei Dingen, die mein Leben beschäftigen, findet sich auch die Lust, Menschen langsam das Fliegen beizubringen. Wenn Sie sich ausgelacht haben, bitte ich das Wörtchen „langsam" zu beachten und mich noch einige Zeilen weiter anzuhören.

Ich gehe nämlich von der Ansicht aus, daß das langsame Voranschreiten der Entwicklung eines Flugkörpers daher rührt, daß die Herren Erfinder zu schnell marschieren und zu viel wollen. Der heutige Stand der Technik erlaubt den freien willkürlichen Weit- und Hochflug bisher noch nicht (1899), wohl auf lange hinaus noch nicht, aber es scheint mir etwas anderes zu erlauben: Nicht zu fliegen, sondern fliegen zu lernen. Mutandis

mutatis — wie man auch schwimmen lernt, an der Strippe die fehlende Leitfähigkeit und Kraft vom festen Boden holt. Und so habe ich die Idee . . . meinen Flugkörper zunächst an die Leine zu nehmen und ihm die Kraft von der Erde aus durch eben diese Leine zuzuführen.“

Der Leser wird sich die berechtigte Frage vorlegen, warum er sich in dieser Sache ausgerechnet an Werner von Siemens wandte. Gött wollte nämlich, wie wir aus den überlieferten Unterlagen wissen, das Seil nicht nur zur Fesselung (Sicherung) verwenden, sondern durch das Seil dem Flugzeug elektrische Energie zuführen, welche die Fortbewegung garantieren sollte. Zunächst spricht er diesen Gedanken aber noch nicht aus, sondern erklärt:

„Von diesem Prinzip aus teilt sich die Entwicklungsarbeit in zwei sich später wieder vereinigende Versuchsreihen: In der einen würde es sich darum handeln, den Flugkörper von der stehenden Kraftquelle an einem sich abzuhaspelnden Draht in die Höhe zu treiben. In der anderen aber, der näher liegenden und leichter praktisch zu verwertenden, läßt man ihn dem gespannten Leitungsdraht entlang fliegen, beginnend mit der Entfernung Null. Der Flugkörper gleitet (unter Annäherung an eine elektrische Seilbahn) direkt dem Draht entlang, nur so, daß er, statt ihn zu belasten, durch Luftverdrängung sein Gewicht anzuheben, also zu fliegen bestrebt ist. Es versteht sich von selbst, daß für den allerersten Anfang der Führungsdraht ein tragsicheres Kabel sein kann . . .“

Verharren wir einen Augenblick bei diesen Worten Götts, denn es zeichnet sich darin unzweifelhaft die moderne Technik des Startens von Segelfliegern mit Zugmaschine, Seil und Winde ab. Der Auftrieb unter Zug kann nur durch Schrägstellung der Tragflächen erreicht werden. Götts Idee, den Flugkörper an einem Seil entlang gleiten zu lassen, entspricht dem „Fesselflug“, wie wir ihn heute in etwas abgeänderter Form für Modellflugzeuge verwenden.

In seiner Schrift „Gedanken über eine mögliche Fluglehrbahn“ (1902) äußert er einleitend gleichartige Gedanken. Wörtlich heißt es:

„Das Luftschiff oder der Flugapparat sollte sich erheben und droben nach Gutdünken und Notdurft des Steuermanns die Lüfte kreuz und quer durchsegeln, allen Winden trotzend. Die bisherigen Erfolge alle miteinander zeigen, daß hier mindestens noch zu viel gewollt worden ist — oder auch von Grund auf verfehlt angefangen wurde.“

Als solches muß ich nämlich alle diejenigen Versuche bezeichnen, die die Flugapparate durch einen gasgefüllten Ballon in die Höhe führen und droben steuern wollen. Dies widerspricht dem Naturgesetz aller willkürlich fliegenden Körper, nicht durch Leichtigkeit, sondern nur durch Kraft sich zu erheben. Jeder ist schwerer als das zu durchmessende Medium und überwindet seine Schwere in ihm durch Luftverdrängung und Verdichtung unter sich. Er ist nur leicht und zweckmäßig gebaut im Vergleich zu schwereren Geschöpfen, die nicht zum Fliegen geboren oder dazu entwickelt sind.

„Denn zum Fliegen“ — heißt es weiter — „muß man geboren sein oder dazu entwickelt werden und diesen Gang, der durch Übergangsstufen führt, wird auch der künftige Segler der Lüfte, der Mensch, nehmen. Was der Schreiber dieses will, ist: ihn auf eine solche Übergangsstufe zu leiten, auf der er seine Flügel rüsten und üben, also fliegen lernen kann, in vielleicht langer, aber wohl nicht so langer Schule, als der gasgefüllte Ballon eine bildete, in der der Mensch bis heute das Fliegen noch nicht gelernt hat, sondern nur das Schwimmen in oder „auf“ der Luft.“

Man kann nicht umhin, zugeben zu müssen, daß Gött die Unterschiede vorzüglich formuliert hat. Nun folgert er weiter:

„Gleichwie der Schwimmlehrer seinen Schülern, bis er Gleichgewicht, Kraft und Sicherheit gewonnen hat, an der Leine behält ... empfehle ich der Flugzeugtechnik erstens, bis der leichte und starke Motor seine vollkommene Ausnutzung gefunden, zweitens alle anderen Teile des Fahrzeuges in langer praktischer Erprobung ausgebaut sind, drittens das Fahren in der Luft gelernt ist ... das Luftfahrzeug gleichsam, ja zu allernächst sogar wirklich an der Leine zu behalten. Oder mit anderen Worten: Man soll das künftige Flugzeug vorerst sich dem elektrischen Draht entlang entwickeln lassen (Kabel), bis es soweit vervollkommnet ist, daß man den Motor in es selbst versetzen und es also frei fliegen lassen kann."
Man solle dem Flugzeug nicht zumuten — meint er also — *von Anbeginn an aus eigener Kraft sich in die Luft zu erheben, sondern es solange fesseln, bis die technische Entwicklung ausreichend starke Motoren geschaffen und der Flugkörper (aerodynamisch) durchgebildet sei.*
„Warum" — *so fragt er* — *„hat die Technik dies bisher noch nicht versucht? Oder ist es versucht worden und mißlungen? Dies scheint mir nicht sein zu können, denn man kennt seit Mitte der achtziger Jahre die Seilbahnen, bei welchen der elektrische Strom durch das Tragseil dem Motorwagen des Zuges zugeführt wird, so daß mein Vorschlag, sich von diesem Seilbahnsystem wesentlich nur darin unterscheidet, daß der Draht vielleicht im Anfang noch Sicherheitsträger, sonst aber nur Stromzuführer wäre und die Fortbewegung des Fahrzeuges nicht durch Reibung am Seil, sondern durch Verdrängung von Luft unter sich und hinter sich stattfände."*

Wenn Gött in seinen Darlegungen an elektrische Energie und offenbar Elektromotoren denkt, so liegt das sicherlich daran, daß eben in den achtziger Jahren oder auch noch um 1900 keine Dampfmaschine und kein Antriebsmotor existierte, der leicht genug gewesen wäre, um in einen Flugkörper eingebaut werden zu können.

Man erinnere sich daran, daß 1867 die Entwicklung der Gasmotoren mit je einem Typus von Jean Etienne Lenois und von Nikolaus August Otto (sog. atmosphärischer Motor) begann. Ottos Verbrennungsmotor leistete besseres als das französische Modell, es hatte höheren Ausnutzungseffekt. Die eigentliche Entwicklung des Viertaktmotors vollzog sich dann in den Gasmotorenwerken der Deutz A.G. Otto erhielt sein Patent 1880. Erst danach setzten die bahnbrechenden Entwicklungsarbeiten von Daimler und Benz ein.

Als Gött seine Vorstellungen niederschrieb, gab es also noch keinen Verbrennnungsmotor, d. h. Benzinmotor, der leicht genug gewesen wäre, um für ein Flugzeug in Frage zu kommen. Das gleiche gilt für die Elektromotoren, die alle sehr massiv und schwer waren. Lilienthal hat in den letzten Jahren seines Lebens (etwa 1894) einen schwachen Kohlensäuremotor für seine Zwecke erprobt. Ein erfolgreicher, freier Flug ist ihm aber bis 1896, seinem Absturz, nicht gelungen. Die Gebrüder Wright verwendeten in ihrem Doppeldecker gelegentlich ihres ersten erfolgreichen Fluges im Dezember 1903 einen Benzinmotor von 16 PS. Ihnen gelang es zum ersten Male, ein brauchbares Verhältnis zwischen Gewicht und Antrieb zu finden.

Es soll diesen Ausführungen hinzugefügt werden, daß man vor 1900 überhaupt noch nicht im klaren über den zweckmäßigsten Antrieb eines Flugzeuges war, man suchte erst nach einem brauchbaren Weg und schuf Modelle mit Flügelantrieb, benützte Hubschrauben, wie sie schon Leonardo da Vinci skizziert hatte, oder Luftruder, schließlich Propeller mit Zug- oder Druckwirkung. Gött äußert auch hierüber seine Meinung:

„Um einen fliegensollenden Körper zu erheben, sehe ich zwei Arten von Mitteln: Entweder er hat eine einzige kraftantreibende Stelle, die als Schraubenpropeller am Schwanze zu denken wäre, dann müßte Hebung und Senkung des Fluges durch Aufrichten oder Neigen des Kopfes erfolgen, also durch Bildung schiefer Ebenen. Das wäre die einfachste Form, aber auch vermutlich die schwierigste. Vielleicht muß man auf sie zielen und hinarbeiten, aber von einer anderen ausgehen.“

In der Tat hat der Gedanke der schiefen Ebene seine aerodynamische Durchkonstruktion als Tragflächen erhalten und zu vollem Erfolg geführt.

Eine Fortbewegung durch Flügelschlag, entsprechend dem Vogelflug (mit Vortrieb bei der Auf- und Abwärtsbewegung) lehnt er technisch ab. Man müsse sie wenigstens in eine mechanisch einfache Kreisform überführen.

Er sah klar und richtig, denn es sind tatsächlich alle dahingehenden Versuche gescheitert. Gustav Lilienthal, der Bruder Ottos, hat noch nach dem Tode seines Bruders ein wahres Ungetüm von Flügelflieger gebaut, das sich nie in die Lüfte erheben konnte. Es sah aus wie eine schreckerregende Fledermaus.

Nicht uninteressant ist es festzustellen, daß Gött an eine besondere Form des Auftriebs eines Flugkörpers dachte, nämlich an zwei übereinander auf derselben Welle horizontal montierte Propeller, von denen der eine „durch ein konzentrisch angeordnetes kleines Kammrad in umgekehrte Drehung versetzt werden, also gegenläufig wirken sollte. Damit wollte er das Drehmoment eines einzigen Propellers aufheben. Die beiden Wright benutzten aus dem gleichen Grund zwei Propeller, die sich gegenläufig drehten. Durch diese kombinierte Wirbelbewegung nach unten sollte sich seiner Ansicht nach der Apparat anheben und „durch Wechsel der Geschwindigkeit, der Wechsel der Umdrehungen stabil erhalten oder senken können“.

Hier werden die Grundprinzipien der Senkrechtstarter tangiert.

Über manches technische Erfordernis war er sich im klaren:

„Daß man zum Bau jedes einzelnen Teiles die leichtesten Metalle, Hölzer und Stoffe in den leichtesten Formen verwenden wird, ist klar: Aluminium, Bambus, Seide, brauchen nur genannt zu werden, desgleichen die Rohrform alles Stabilen (den Vogelknochen zum Muster nehmend!).“

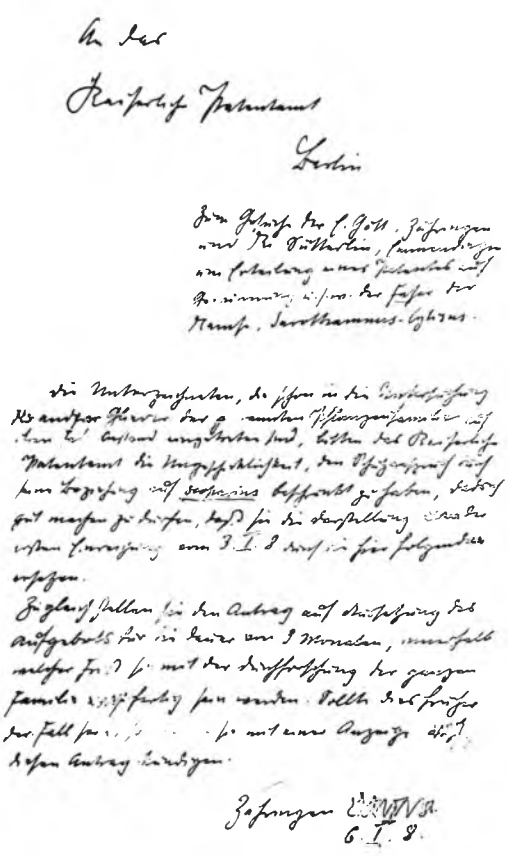
Hinsichtlich seiner Idee eines „Fesselfluges“ geht Gött, wie gewöhnlich, mit seiner Phantasie durch und meint, es sei von großer Wichtigkeit, daß schon nach den ersten gewonnenen Entwicklungsstufen dieses Gerät praktisch in den Dienst der Menschheit in Form von Luftfähren über tiefe Täler und Schluchten, oder Verbindungen von hohen oder schwer zugänglichen Orten gestellt werden könnten. Es gäbe genügend Punkte in der Welt, wohin die schwere Eisenbahn nicht gelangen könne, aber doch eine mechanische Verbindung mit der übrigen Welt eine Wohltat sei.

Trotz dieser vorzeitigen Abschweifungen, seines sich Verlierens in Hoffnungen, die sich nie in der von ihm gedachten Form erfüllten, wird man doch zugeben müssen, daß Götts Ausführungen und Gedanken durchaus nicht abwegig, sondern in vieler Hinsicht richtig gewesen sind, und daß der Gedanke des Fesselfluges eigentlich von ihm stammt.

V.

Ramse-Faser.

Wann Gött auf den Gedanken kam, nach neuem spinnbaren Rohmaterial zu suchen, ist den Tagebüchern nach nicht festzustellen. Wahrscheinlich hat er schon vor 1900 mit dem Gedanken an eine Verwendung des



Gesuch an das Patentamt um Schutzanspruch

Ginsters gespielt, für den er sich seit frühester Jugend nach eigener Angabe interessierte. Die nähere Befassung fällt unzweifelhaft in die Jahre 1906 bis zum Tode 1908. Als Hauptquelle unseres Wissens über die Vorgänge, welche zur technischen Verwertung der Ramse-Faser führten, verweisen wir nicht nur auf den sehr aufschlußreichen Briefwechsel zwischen Gött und dem Fabrikanten Ernst Oskar Troescher (aus Atzenbach), sein Nachbar in Zähringen, dessen Originale sich z. T. im Stadtarchiv in Freiburg befinden, sondern auch auf einen ausgezeichneten Artikel hierüber von Wilhelm Fladt, Überlingen, der seinerzeit im „Ekkhart 1939" veröffentlicht wurde. Hierin sind größere Teile des Briefwechsels schon mitgeteilt worden. Wir verweisen ferner auf die Originalbeschreibungen und auch auf die Patentschrift, die es vom Reichspatentamt und anderen Dienststellen zu erhalten dem Verfasser gelang. Endlich verdanken wir Frau H. Ortlieb einige Akten der „Ersten Deutschen Ginsterfaser Gesellschaft" in Bühlertal (1897/18), die von Karl Zeise-Gött und R. Sütterlin geleitet wurde.

Über die Familie des Ernst Oskar Troescher ist trotz Bemühungen nichts Näheres zu erfahren gewesen. Er war, soviel wir wissen, ehemaliger Direktor einer Textilfabrik und daher über die Weberei und Spinnerei orientiert. Troescher ist nicht nur Götts persönlicher Freund gewesen, sondern in unzähligen Gesprächen über technische Probleme, seine Erfindungsideen, aber auch seine sozialpolitischen Ideen sein Partner und Berater.

Hinsichtlich der Bemühungen Emil Götts, die Ginsterfaser zur Rohfasergewinnung für Garne, Stoffe u. a. technisch auszuwerten, beziehen wir uns auf das gedruckte vorliegende Original einer *„Darstellung"*, die für den Patentantrag bestimmt war. Darin beantragen Emil Gött in Zähringen und Rudolf Sütterlin in Emmendingen die Erteilung eines Patentes. Der Schutzanspruch lautet auf: „Gewinnung, Verspinnung und Verwebung der Faser der Ramse, Cytisus Sarothamnus scoparius und Varietäten", gedruckt in Zähringen am 31. Dezember 1907 (siehe Fotokopie des Originals).

Sie schreiben:

„Wir haben erkannt, daß die unsere Gebirge und Heiden oft in außerordentlicher Masse bedeckende und leicht kultivierbare Pflanze von auffallender Straffheit und Derbheit des Baues eine spinnfähige Faser besitzt, deren Gewinnung bei dem kaum stillbaren Hunger der Industrie nach solcher Faser — der z. B. Deutschland 1902 zu einer Einfuhr von 3,33 Millionen Doppelzentnern Baum-

wolle und für 114 Millionen Mark Flachs, Jute und andere vegetabilische Fasern zwang — lohnend erscheint, zumal sie reichlich genug ausgibt (1 : 10) und sich leicht vollzieht. Unser Verfahren soll hier nicht erscheinen, da es möglicherweise Gegenstand besonderen Schutzes werden könnte. Die gewonnene Faser eignet sich als Ersatz für Baumwolle, Jute, Flachs u. a. m. für so viele Zwecke der Polsterei, Seilerei, Spinnerei und Weberei, daß es kaum möglich, sicher aber unnötig ist, sie einzeln aufzuführen. Das Holz bleibt bei unserem Verfahren ganz unbeschädigt und wird vielfacher Weiterverwertung dienen: in ganzer Staude verlegt als Einlage für Bauplatten, geflochten zu Körben, geschnitten zu Besen. Der Ausschuß wandert in die Papierfabrik.
Die Heranziehung der Ramse für diese Zweige der Industrie ist aber auch volkswirtschaftlich von so ansehnlicher Bedeutung, daß sie hier betont werden darf: Ausgedehnte und gerade die trockensten und unfruchtbarsten Hochflächen und Abhänge unserer Gebirge und die Heiden unserer Ebenen, in ganz ausgedehntem Maße aber wahrscheinlich auch die Ödländer unserer Kolonien gewinnen so mit einem Schlage eine den Anbau um so mehr lohnende Kulturpflanze, als die Ramse als Leguminose den Boden mit Stickstoff anreichert, auch durch ihr starkes Wurzelwerk wohltätig lockernd auf ihn wirkt, und ihn so für eine Nachfrucht in günstiger Verfassung hinterläßt. In Anbetracht, daß ihre bisherige Verwertung sich auf Herstellung von Besen und Körben beschränkte, während wir ihr Feld auf neue weite Gebiete ausdehnen, dürfte unsere Tat des nachgesuchten Schutzes würdig sein.“

Dieses Dokument wurde am 17. März 1908 in Zähringen noch durch eine sogenannte „Vorstellung des Emil Gött, Landwirt in Zähringen, um Unterstützung seiner Arbeit für Verwertung des Cytisus (Sarothamnus) scoparius als Faserpflanze“ wesentlich ergänzt. Auch diese „Vorstellung“ liegt uns gedruckt vor. Es wäre sicherlich nicht zu diesem Antrag auf Unterstützung gekommen, wenn Gött damals private Geldgeber gefunden hätte, um seine Entwicklungsarbeiten durchzuführen. Wahrscheinlich half Troescher ihm damals finanziell, aber diese Unterstützung reichte wohl nicht aus, um größere Pläne zu verwirklichen. Immerhin reichte es für die Ausarbeitung seines Verfahrens der Fasergewinnung ohne Chemikalien und die

Darstellung

zum Gesuch des **Emil Gött** in Zähringen und **Rudolf Sütterlin** in Emmendingen, um Erteilung eines Patentes auf Gewinnung der Faser der Ramse (Besenginster) Cytisus-Sarothamnus-scoparius und Varietäten.

Wir haben erkannt, daß die unsere Gebirge und Heiden oft in außerordentlicher Masse bedeckende und leicht kultivierbare Pflanze von auffallender Straffheit und Derbheit des Baues eine spinnfähige Faser besitzt, deren Gewinnung bei dem kaum stillbaren Hunger der Industrie nach solcher Faser — der z. B. Deutschland 1902 zu einer Einfuhr von 3,33 Millionen Doppelzentnern Baumwolle und für 114 Millionen Mark Flachs, Jute und andere vegetabilische Fasern zwang*) — lohnend erscheint, zumal sie reichlich genug ausgibt (1 : 10) und sich leicht vollzieht. Unser Verfahren soll hier nicht erscheinen, da es möglicherweise Gegenstand besonderen Schutzes werden könnte. Die gewonnene Faser eignet sich als Ersatz für Baumwolle, Jute, Flachs u. a. m. für so viele Zwecke der Polsterei, Seilerei, Spinnerei und Weberei, dass es kaum möglich, sicher aber unnötig ist, sie einzeln aufzuführen. Das Holz bleibt bei unserm Verfahren ganz unbeschädigt, und wird vielfacher Weiterverwertung dienen: in ganzer Staude verlegt als Einlage für Bauplatten, geflochten zu Körben, geschnitten zu Besen, der Ausschuss wandert in die Papierfabrik.

Die Heranziehung der Ramse für diese Zweige der Industrie ist aber auch volkswirtschaftlich von so ansehnlicher Bedeutung, dass sie hier betont werden darf: Ausgedehnte und gerade die trockensten und unfruchtbarsten Hochflächen und Abhänge unserer Gebirge und die Heiden unserer Ebenen, in ganz ausgedehntem Masse aber wahrscheinlich auch die Ödländer unserer Kolonien gewinnen so mit einem Schlage eine den Anbau um so mehr lohnende Kulturpflanze, als die Ramse als Leguminose den Boden mit Stickstoff anreichert, auch durch ihr starkes Wurzelwerk wohltätig lockernd auf ihn wirkt, und ihn so für eine Nachfrucht in günstiger Verfassung hinterläßt. In Anbetracht, dass ihre bisherige Verwertung sich auf Herstellung von Besen und Körben beschränkte, während wir ihr Feld auf neue weite Gebiete ausdehnen, dürfte unsere Tat des nachgesuchten Schutzes würdig sein.

Wir stellen unsern

Schutzanspruch

auf: Gewinnung, Verspinnung und Verwebung der Faser der Ramse (Besenginster) Sarothamnus-Cytisus-scoparius und Varietäten.

Zähringen, den 31. Dezember 1907.

Gött und Sütterlin.

Darstellung zum Patentgesuch 1907

Gewinnung von Faserproben. Erst nach Götts Tod sind andere Geldgeber in Erscheinung getreten.

Wir zitieren einige bemerkenswerte Angaben aus dem Original seiner „Vorstellung“:

„Ich habe in Richtung auf ein bestimmtes Ziel Anlaß gehabt, meine Aufmerksamkeit der die Hochflächen und Abhänge unserer Gebirge und die Heiden der Ebenen in oft ungeheurer Masse bedeckenden Ramse oder Besenpfrieme, Cytisus (Sarothamnus) scoparius, zuzuwenden, nachdem sie mich von der ersten Bekanntschaft in jungen Jahren an mit einem sich nie abschwächenden Staunen erfüllt hatte.“

In Hinsicht auf den leitenden Zweck sei es geradezu ein Irrtum gewesen, sich mit einem Fachmann der Seilerei zu verbinden. Aber dieser Irrtum habe sich insofern als fruchtbar erwiesen, als sein Partner sich als ein überaus fähiger und selbständiger Kopf entpuppt habe, der den eigentlichen Wert der Ginsterpflanze in seiner Faser erkannt habe. Dieser sein Partner, Rudolf Sütterlin aus Emmendingen, habe sich sofort anheischig gemacht, der Gewinnbarkeit und Ermittlung ihrer technischen Eigenschaften nachzugehen und er sei, entsprechend seinen guten Kenntnissen und seinem Spürsinn rasch vorwärts gekommen, so daß heute, nachdem er auch die Bleichmethode festgestellt habe, das Problem einer hochwirtschaftlichen Verwertung dieses bisherigen Unkrautes so gut wie gelöst sei. Eine große Firma vom Fach (die Wolf A.G. für Seilindustrie in Mannheim K.) habe den Wert der Entdeckung und Arbeit anerkannt und wolle sie unter Berufung Sütterlins als Meister in ihr Werk übernehmen, um damit die Verwertung in fabrikmäßigem Großbetrieb einzuleiten.

Es folgt in dieser Schrift damals ein Passus, der für unseren Gött recht charakteristisch ist:

„Ich selbst, als Vater, wenn auch, wie es sich für einen Vater schickt, nicht ganz bewußter dieser Entwicklung, und als Land- und Volkswirt (von erst zu erweisender Bewährung) habe mir die Organisation der Gewinnung des Naturproduktes vorbehalten, bei welcher auf den Fersen des in den bestehenden Wildwuchs eindringenden Hauemessers alle Fragen des Charakterstudiums und der wahlzüchtenden Nachkultur sich aufwerfen, wie es sämtliche alten Nutzpflanzen des Menschen durchgemacht haben“[5]*).*

Man sieht also, daß Gött das Technische als solches und die Auswertung gerne dem Fachmann überläßt, während er sich der Rohstoffbeschaffung zuwendet, wohinter sich der soziale Gedanke und die Hoffnung verbirgt, den armen Schwarzwaldbauern eine Sondereinnahme zu verschaffen, um sie zu entschulden. Wir wissen, daß er vorhatte, durch die Bauernkinder die Ginsterfaser einsammeln zu lassen, das ganze Ablieferungsverfahren regional zu organisieren, um es der Rohfasergewinnung an zentraler Stelle zuzuführen. Im Original heißt es weiter:

„Bei der offenbar nicht geringen Bedeutung dieser Sache für unsere Land- und Volkswirtschaft, ich verweise zu deren Begründung auf den großen Wert einer einheimischen Faserpflanze, bei dem kaum zu stillenden und zu riesiger Einfuhr zwingenden Bedarf der Industrie an Faser, dann aber auch darauf hin, daß unsere Bemühung gerade den bis heute ärmsten Böden mit einem Schlage eine wertvolle Nutzpflanze gibt, so daß wir tatsächlich einen neuen Wert schaffen, ohne irgend einen alten zu verdrängen. Bei dieser Bedeutung für das Ganze unseres Volkskörpers also glaube ich für gezeichnete Organisation einen gewissen Anspruch auf wohlwollende und wohltätige Förderung von Seiten der Staatsverwaltung erheben zu dürfen, deren reichverzweigtes, alles durchspannendes, noch die letzten peripheren Schichten bewegendes Nervengeflecht auf

einen leisen zentralen Sinnes- und Willensakt hin mir und meiner Aufgabe unschätzbare Dienste erweisen kann."

Wenn auch die Gedanken, die hier ausgesprochen sind, durchaus beachtenswert und richtig sind, erscheinen sie doch durch Götts „Feder" so reich verbrämt, daß ein nüchterner Techniker oder Wirtschaftler diese Ausführungen wahrscheinlich mit gemischten Gefühlen zur Kenntnis nimmt. Gött verlangt dann zunächst eine Orientierung über den Wildwuchs der Ramse (Sarothamnus) im Wirkungskreise der angerufenen Regierung, d. h. eine Übersicht über die Orte des Vorkommens und etwa die Größe der Bestände. An den Hauptschnittplätzen muß das Einsammeln und der Abtransport organisiert werden. Er schreibt:

„Der Organismus der Domänen- und Forstverwaltungen ist zur Gewinnung einer solchen Übersicht wie vorgeschaffen, und ich hoffe nicht, daß es einen Forstbeamten geben wird, der einen Bericht über den Gegenstand als eine lästige Bürde betrachten wird. Die Erfahrungen, die ich bis heute auf persönlichem Betreten dieses Weges gemacht habe, bestätigen mir in erfreulichstem Maße diese Erwartung. Übrigens ist der Anblick einer Flocke unserer gebleichten Ramsenwolle ein so überraschender, daß ein Interesse für die Sache augenblicklich aufflammen muß."

Gött will sich also der Domänen- und Forstverwaltungen bedienen, um regionale Organisationen zur Rohstoffgewinnung aufzuziehen. Darüber hinaus denkt er aber auch schon an die Kultivierung der Ginsterfaser, wie aus den folgenden Zeilen hervorgeht:

„Neben dieser Unterstützung könnte der Staat aber auch als Besitzer großer Ländereien, wenn gleich er in seiner geordneten Forstkultur ein Aufkommen dieses Unkrauts in dem Umfang nicht dulden wird, wie die Bauern und Gemeinden, dennoch mannigfach als Lieferant desselben in Betracht kommen, besonders daß es lohnend werden könnte, wirkliche Ödländer, die kein Nutzholz tragen, mit ausgewähltem Samen zu besiedeln; ja selbst auf besseren Böden dürfte dem Sarothamnus als forstlicher Vorkultur ein gewisser Doppelwert abzugewinnen sein. Besonders wertvoll wäre eine Lieferung von Werkgut vonseiten des Staates an oder durch mich nach Mannheim in diesem Anfang der Aktion, wo sie in der Ausbildung der Methode und der maschinellen Einrichtungen für die Massenbehandlung noch im Stadium der Versuche steht, und wo ich, wie die Erfahrung der letzten Wochen schon gezeigt hat, mit der Schwerbeweglichkeit der Bauern zu tun haben werde. Ja selbst eine Verbilligung der Bahnfrachten für diese Lehrzeit der jungen Industrie dürfte zu den Dingen gehören, mit denen eine weitsichtige und großzügige Regierung uns zu Hilfe kommen könnte."

Ramserohfaser

Der ganze Vorgang wird ergänzt durch ein Schreiben vom 6. Januar 1908, das im

Original vorliegt. Es ist dies wiederum an das Kaiserliche Patentamt in Berlin gerichtet mit der Bitte um Aufschub von 3 Monaten, weil *„die Unterzeichneten, die schon in die Untersuchung anderer Glieder der genannten Pflanzenfamilie auf ihren Faserbestand eingetreten sind und innerhalb dieser Frist mit der Durchforschung der ganzen Familie fertig sein werden."*

Schon am 29. Dezember 1907 sandte Gött an das Kaiserliche Patentamt zwei gleichlautende Darstellungen in dieser Sache und auch zwei Kartons mit Mustern der Ramsefaser.

Aus einem Handschreiben vom 27. November 1907 geht hervor, daß er sich auch mit Herrn Direktor Baumgartner in Emmendingen zwecks Verwertung der Ramsefaser in Verbindung gesetzt hat. Das gleiche gilt für die Papierfabrik Ferdinand Flinsch in Freiburg (Schreiben vom 14. Januar 1906), weil er hoffte, daß die Ginsterfaser evtl. für die Papierherstellung verwendet werden könne, was allerdings nicht zutraf. Es ist dies nicht die einzige negative Antwort gewesen, die Gött in dieser Sache bekam.[6])

Nunmehr seien nach dem Briefwechsel Gött-Troescher die weiteren Geschehnisse im ewigen Kampf mit seinem schweren Herzleiden geschildert.

Natürlich beginnt sie mit Geldnot. Troescher hat ihm finanzielle Hilfe zugesagt. Aus einem Brief vom 27. 11. 1907 entnehmen wir:

„Für die hundert M. quittiere ich hiermit dankend; Sie haben mir damit einen großen Dienst erwiesen ... Eigentlich belustigt es mich fast, daß Sie keine Ahnung haben, was ich eben treibe, und daß Sie einen kleinen Betrieb in Freiburg angehängt haben, während ich im Begriff stehe, einen ganz außerordentlichen ins Leben zu rufen, an dem ein Vermögen zu verdienen ist ... Sie mögen nun berechnen, wie gespannt ich auf die erste 1000-Mark-Rate bin, die mir erlaubt, den Betrieb einzufädeln. Und ich freue mich heute schon auf die runden Augen, die Sie machen werden, wenn ich Ihnen die Spinnmaschine zeige, die ich damit aufstelle und zeige, was ich spinne und zu welchem Zwecke ... Mit diesen Andeutungen lasse ich Sie für heute stehen."

Unzweifelhaft versuchte Gött seinen Freund und Helfer Ernst Oskar Troescher in Spannung zu versetzen, um ihn bei der Stange zu halten. Nach den Briefen und Tagebüchern läßt sich feststellen, daß seine Arbeitszeit nicht nur mit den Bemühungen um die Spinnbarkeit der Ramsefaser ausgefüllt war, sondern daß er mit der gleichen Intensität damals an seiner Heizschlangenkunst arbeitete, an Gipsdielen für den Hausbau herumknobelte, seinen Mobil- und Trockenbau abschloß und sein Lustspiel „Mauserung" zu vollenden trachtete, dessen letzter Akt ihm noch Schwierigkeiten bereitete.

Am 30. 11. 1907 teilt er seinen Freunden brieflich den Entschluß mit, seine Schulden dadurch zu verringern, daß er einen Teil seines Grundstückes abgeben will. Er beabsichtigt damit auch flüssige Mittel für seine Erfindungen in die Hand zu bekommen:

„Ich habe meine und die Arrondierung des neuen Nachbargutes mit vorzüglichem Glück und mit einem Geschick, das Euch verblüffen könnte, zum Abschluß geführt. Mit dem vorgestern geschlossenen letzten Handel in genannter Sache bin ich im Besitz von 6000 Mark, welche mich zum ersten Male wieder seit 1894 sorgenfrei aufatmen und leben lassen. Selbst wenn nun drei Jahre nichts mehr geschähe, hätte ich doch Ruhe für drei Jahre und die Mutter befreit und beruhigt. Jeder Tag ist ein Sieg über den Stoff unter beständiger Vereinfachung und Verwirklichung. Die Ernte so und so vieler Saaten ist reif.
Das Herz hat mich zwar recht gequält, sich aber doch brav gehalten, allerdings die letz-

ten fünf Nächte war ich nicht im Bett, heute wieder mal und gut die erste, halbsitzend in der Sofaecke habe ich Schlaf gesucht und nie mehr als vier Stunden gefunden, die Morgenstunden spätestens von drei Uhr an geschrieben und gezeichnet. Ich kann dennoch nicht sagen, daß ich durch die Strapazen übler dran gekommen wäre. Freilich der Rückschlag wird nicht ausbleiben, die Zeit der Müdigkeit und Erholung wird kommen, aber ich werde ihr eine lebendig bewegte glückliche Grundlage geschaffen haben, einen vielverzweigten lebhaften Betrieb, Haus- und Wegbau, Stein- und Sandrechen, Gartenbau und Landwirtschaft, Bauplattenfabrikation usw. usw. alles in jetzt vorgezogenen Linien, die sich von selbst weiterschaffen werden, zumal ich vortreffliche Arbeiter habe, die für mich fühlen und denken. Kurz: Dein Freund ist losgesprengt von dem Felsen, an dem er 13 Jahre hing."

An Ernst Oskar Troescher richtet Gött gegen Ende des Jahres 1907 (7. Dezember) ein paar Zeilen[7]).

„Bin sehr krank, für die nächsten Tage bewegungsunfähig. Habe meinen Schwager E. K. Zeise-Gött, Freiburg, Hebelstraße 24, mit der Betreibung des Meßbriefes beauftragt. In der Anlage die Zuschriften meiner Gläubiger. Bis Samstag soll nun alles erledigt sein."

Und nur wenige Tage später (14. 12. 1907):

„Ich diktiere vom Krankenstuhl aus. Bin sehr elend, aber doch nicht ohne Hoffnung, Ihnen noch einigemal die Tatze reichen zu können. Im Augenblick aber ist sie so schwach, daß ich Sie bitten muß, mich als Ihr Bevollmächtigter gegebenenfalls durch meinen Schwager vertreten zu lassen. Nun aber Schluß, die Puste geht mir aus."

Er fügt am 17. 12. 1907 hinzu:

„Jawohl ich lebe noch, und es geht mir anscheinend von Tag zu Tag besser. Aber sehr elend und schwach bin ich, an Ausgehen nicht zu denken."

Wiederum beschäftigt er sich, wie aus den erhaltenen Dokumenten hervorgeht, mit der Ziegelei, der Herstellung von Backsteinen, besonders dem Luftziegelbau, den Frühbeetfenstern, der Ramse — und: „Der Mauserung".

Über die Ramsefaser schreibt er (am 29. Dezember 1907) an Troescher:

„Sehen Sie sich doch einmal diese Rohfaser, ungekämmt und unpräpariert, auf deren Gewinnung ich soeben Patent nehme, auf ihre Konkurrenzfähigkeit mit der Jute für grobe Spinnerei- (Seilerei) und Webereiwaren (Packschnüre und -stricke, Garbenbänder, Packtücher und Säcke) an: muß noch eine Weile unser Geschäftsgeheimnis bleiben. Werkmännische Teilhaberschaft steht Ihnen offen. Die englische Regierung hat einen Preis von 50 000 Pfund auf Gewinnung neuer Faserstoffe ausgeschrieben. So hungrig ist die Welt danach."

Am 4. 1. 1908:

„Seit gestern richten wir schon das Labum (er meint damit die Kocheinrichtung zur Gewinnung der Ginster-Ramsefaser) in meinem (Vor) Keller ein."

Und erklärt Troescher:

„Die (Ginster) Pflanze ist ein ungeheuer verbreitetes, ausgiebiges Unkraut. Der einzige unverwertbare Abfall bei der Fasergewinnung ist der Dreck, den wir aus dem Baste waschen: das Holz, das bei unserem Verfahren ganz unbeschädigt bleibt, dient soviel Verwertungen (in drei großen Gruppen: ganze Staude — geflochten — geschnitten), daß mit der größten Wahrscheinlichkeit die Faser Reingewinn bleibt. Übrigens haben Sie, wenn Sie morgen nicht kommen, spätestens Dienstag die Patentschrift, also die ganze Vorstellung[8]). Was ich schon für die Lancierung diese letzte Zeit gearbeitet — davon machen Sie sich keine Vorstellung. Ich

habe unter anderem den Ehrgeiz, in nicht allzulanger Zeit von Ihnen zu hören: Donnerwetter! sogar das Geschäft versteht er, und sein Optimismus ist kein Gift."

In dem Artikel von Fladt über diese ganzen Geschehnisse ist die sogenannte „Darstellung" im Original abgedruckt. Darin ist der „Schutzanspruch auf Gewinnung, Verspinnung, Verwebung der Faser der Ramse (Besenginster) Sarothamnus-Cytisus-scoparous und Varietäten" ausgesprochen.

Als Gött wieder auf der Leihalde war, fordert er Troescher auf, ihn zu besuchen (1. 1. 1908), um die neue Faser anzusehen. Offenbar hat er ihm bisher verschwiegen, woher sie stammt:

„Haben Sie raus von welchem Geschöpf die Faser ist? Sie werden staunen und den volkswirtschaftlichen Wert meines Griffes, somit den Wert des Ganzen erst recht einschätzen können. Sie müssen (auch) kommen, unsres — Ihres Ziegelplatzes wegen, den ich nun jetzt schon brauche, zu brauchen scheine. Soeben verläßt mich ein befreundeter Mann, der mir mit einigen Mitteln unter die Arme greifen will, die fabrikmäßige Großgewinnung der Faser zu erreichen. Wenn — nach der Aussprache mit Ihnen — es sich nicht herausstellt, daß die zeitgenössische Industrie die nötigen Apparate (Kocher oder Dämpfer) und Maschinen (zum Schälen, Schleifen, Kämmen) sowie die Chemikalien zum Reinigen, Schmeidigen, Bleichen schon vorrätig liefert, so daß man die Arbeit schon vergeben könnte, so muß das Verfahren in eigener Werkstätte erst Zug um Zug ausgeknobelt werden. Bang ist mir davor nicht: find ich nichts, mach ich eins! heißt es da, und ich sag Ihnen, alles oder das Meiste, das uns nötig sein wird, hab ich schon im Kopf!

Diese Werkstätte nun möchte ich, wenn meine persönliche Mitarbeit erforderlich wird, auf oder über dem Ziegelplatz errichten, um sie ganz in meiner Nähe zu haben. Einen tüchtigen Werkmann habe ich ja unter mir, er hat auch die Entfaserung herausgebracht.

Wir arbeiten die nächsten drei Tage in meinem Keller weiter, um Ihnen einige Kilo Fasern liefern zu können, es können aus natürlichen Gründen nur wenige sein, da es noch an allem fehlt, vor allem auch an meiner Gesundheit und Freiheit zum Schaffen. Meine Mutter ist zur Pflege bei mir, wimmert und zetert um jedes Stück Holz, das wir unter den Kessel stecken, um unsere Stauden zu kochen. Sie hat nämlich Angst, ich mache dummes Zeug, obwohl ihr die Faser wieder imponiert (da sie vom Rhein ist, kennt sie den Hanf und seine Zubereitung aus eigener Arbeit). Aber ich soll ernten ohne ein paar Handvoll Samen ausgestreut zu haben. Es ist kläglich, jämmerlich, lachhaft! Kommen Sie und erlösen Sie mich."

Sieben Tage später schreibt er an Troescher (7. 1. 1908):

„Ich denke, morgen Nachmittag die Sendung an Sie fertig zu kriegen, allerdings nicht so viel als Sie und ich möchten; ich brauche so viel Muster. Und meine Einrichtung zur Fasergewinnung ist zu primitiv. Wie gerne säh ich sie in bessren Händen mit mehr technischen und sonstigen Hilfsmitteln. Auch aus dem Kopf hätte ich sie gern, auf etwa vier Wochen! . . . . . Ich ginge so gern an die unbeladene und unabgelenkte Aufarbeitung meines Lustspiels (Mauserung), das ich im letzten Winter wegen meiner Erkrankung nicht zur vollen Reife brachte.

Ich wollte, meine Sache packte Sie bei der Vorstellung so, daß Sie sie mir zur Weiterverfolgung abnähmen, freilich müßte es zusammen mit meinem Mitarbeiter sein, der die Gewinnung bis zur heutigen Stufe in ihren Grundzügen hereingebracht hat; einiges tat auch meine Anregung dazu . . . Der Mann ist übrigens ein tüchtiger Seiler aus Emmendingen[9]), ein fähiger Kopf[10]).

Die Ereignisse während der letzten vier Monate seines Lebens spiegeln sich in weiteren Briefen an E. O. Troescher, aber auch an andere so eindrucksvoll, daß wir daraus das Wesentlichste in chronologischer Folge zitieren:

13. 1. 1908. E. Gött an Troescher:

„Übrigens hat D .... Freiburg die Verwertung der ungeschlichteten Rohfaser als Polsterstoff anerkannt[11]*). Augenblicklich erwarten wir die Urteile von Fachmännern über die Strünke als Material für die Korbflechterei."*

24. 1. 1908:

„Die Ramse-Schnur sah vertrauenerweckend aus..... Sie scheint mir übrigens gut zu zeigen, was von der Faser zu erwarten ist. Die Bemühungen darum laß ich jetzt in andere Hände gleiten — die eines kaufmännischen Vetters, um mich zu entlasten."

Mit allen Mitteln sucht Gött Troescher für die Weiterarbeit zu gewinnen. Er äußert sich in demselben Schreiben wiederum ausführlich über seine „Baudielenfabrikation", die „Gärtnerei-Treibkasten", seinen „Zementdielenkasten", usw. usw.:
28. 1. 1908:

„Und nun frage ich Sie, den Mann der besonnenen Hand und des Geschäfts, und meinen Nachbarn und später sicheren Freund, soll die Saat dieses Geschäftes wegen meiner materiellen Erschöpfung, an der die Aufwendung für die Ramsefaser schuld ist! — ich habe den Seiler Sütterlin die vier Wochen über erhalten und besolden müssen (was meine Mutter nicht wissen darf!) — völlig ins Stocken kommen, weil es mir an 2—300 Mark fehlt, mit denen in der Tasche ich den neuen Kasten lancieren könnte?..... Wenn ich nur etwa 240 Mark wieder in Händen hätte, die ich in der Ramsefaser stecken habe..... Ich hab mit Mack in Ludwigsburg und Meier, Walkenried i. Harz schon angesponnen und könnte mir die Modelle einfach bestellen, wenn ich ein wenig Geld hätte!

Von der Faser hör ich eben nichts, außer daß ‚Mannheim' wie Sütterlin das dort in Betracht kommende Werk[12]*) kurz bezeichnet, mehr Faser zu Versuchen verlangt und eben mit dem verfügbaren Rest bedient wird. Daß ich Musterblatt und Bericht unserem Großh. Forstamt eingereicht habe, wissen Sie vielleicht schon durch mich; daß ich nichts höre, scheint zu zeigen, daß die Sache nach Karlsruhe reiste. Inzwischen habe ich auch vom Bot. Garten andere Varietäten des Cytisus erhalten; eine scheint gut zu sein; aber nach dem ganzen Habitus scheint doch gerade unsere Ramse die ergiebigste Quelle zu bleiben; sie hat die längsten und meisten Zweige.*

Bringe ich meinen Mobil- und Trockenbau durch (nebst der Gärtnereiplanke), bei dem dann massenhaft Einlagematerial gebraucht wird, so ist mir auch um die Faser nicht bang; ich spalte eben dann die Ramse im eigenen Betrieb, gewinne die Faser und den Strunk für seine Verwertungen.

Doch genug. Gucken Sie doch ein wenig scharf in ihren Beutel und die Zukunft, ob Sie Lust und Vertrauen zu dem Bündnis haben. Sie können nicht den Eindruck gewonnen haben, daß ich nur Phantast und gar Verschwender bin. Im Gegenteil: ich bin die Sorgfalt für den geringsten Aufwand selbst."

In dieser Zeit (Februar 1908) richtete die Mutter, Maria Ursula Gött, ohne Wissen Götts ein Schreiben an O. E. Troescher, das eine einzige Klage über die wirtschaftliche Lage ihres Sohnes Emil darstellt:

„..... Emil hat mein ganzes Vermögen von 16 000 Mark verplempert durch Hausbau, Sandgrube, Ziegelei usw. Ich bin durch ihn arm geworden und nicht nur das, meine anderen Kinder sind mir feindlich gesinnt deshalb."

Sie sucht zu verhindern, daß Troescher Gött in seinen verschiedenen Unternehmungen unterstützt, weil sie weitere Schulden befürchtet.

Wenn wir diese Bemerkung einfügen, dann um einen Einblick zu gewähren, in welcher Weise Gött auch nach innen zu kämpfen hatte.

Man findet in seinen Tagebüchern unter dem 22. November 1907 eingetragen, daß er den Professor Roman Woerner (Lit.-Historiker der Univ. Freiburg) kennenlernte, danach auch dessen Schwester Caroline, mit der er sehr bald in freundschaftlichen Kontakt kam, und die ihm gerade in den letzten Monaten seines irdischen Daseins viel bedeutet hat. Es folgt die kleine Bemerkung hinterher:

„Montag Emmendingen die Ramse zugebracht. Warte nur auf den Seiler T. L. — — Heute morgen zwischen 3 und 8 Uhr drei Anfälle.
Da die Ramseplatte und der Mobil- und Trockenbau im reinen sind — bei letzterem beschäftigt mich nur wieder die Armierung für Druck durch Eisen — rückt in dieser einkehrenden Ruhe die Mauserung herauf, die unterdessen sich auch wieder weitergemausert hat."

Am 26. November lautet die letzte Eintragung:

„Gestern arbeitete L. — das ist der Seiler — hier. Heute wurden die ersten 160 m Ramseseil geflochten. Der alte Feser gab zu, der Schäfersepp drehte, ich wandelte lächelnd hindurch."

Weiteren Aufschluß gibt uns ein Brief vom 4. Februar 1908 an Caroline Woerner:

„Ich bin stumpfsinnig von beträchtlichem Briefschreiben und Dichten (hols der Teufel). Jenes kam vom einem überraschend guten Tag gestern, dessen Gipfelpunkt in dem überraschenden Eintreffen eines neuen Musters unserer Ramsewolle in gereinigtem und gebleichten Zustand, d. h. also in fertig gelungener Aufbereitung. Der Zug ist wissenschaftlich zu Ende getan. . . . . Das Produkt ist glänzend weißblond und fein . . . . Das Ding wird seinen Weg nun mit Leichtigkeit finden, braucht nur noch ein wenig gesteuert zu werden. Kurz: ich bin auf eine Strecke weit erlöst, und das wirkt selbst durch die Wolken der Gegenwart. . . . . "

Auf einer Postkarte von Gött an Troescher bestätigt sich der Fortschritt:

„. . . . . Vielleicht fliegt Ihnen schon mit dieser Karte das neueste Muster der nun gereinigten und gebleichten Ramsenwolle auf den Tisch. . . . . Wie es sich auch rentieren wird, der ehrlichen und findigen und tapferen Mannesarbeit werden Sie, der doch auch ein Mann der Arbeit ist, die gebührende Anerkennung zollen!"

In längeren Briefen an meine älteste Schwester Helene (Falley-Killian) und andere Freundinnen und Freunde, in denen er immer wieder auf seine Erfindungen zurückkommt, verteidigt er sich in einem Schreiben an E. O. Troescher vom 6. 2. 1908[13]) gegen gewisse Vorwürfe, die Troescher ihm offenbar gemacht hat:

„. . . . . Ihre Einschätzung meiner Dreckpantscherei kann ich trotz ihrer Saftigkeit und Wucht nicht als absolut gültig betrachten; denn selbst wenn Sie, was ich durchaus nicht als so totsicher annehme, objektiv recht haben sollten, daß meine Bemühungen in dieser Richtung eine fruchtlose kost- und kraftspielige Verirrung meiner gewesen ist, so wären Sie doch nicht ganz über den subjektiven, geistigen und sittlichen Wert derselben unterrichtet. Und ich verlange noch einmal von Ihnen männliche Eigenschaften, daß Sie die Ehre des Schaffens eines Mannes nicht ganz vom Erfolg abhängig machen, vor allem nicht vom sofortigen. Die Ehre aber auch nicht den Sinn! Die Kultur und die Technik schreiten mit Vorliebe auch im Rösselsprung fort; der Eine müht sich

fruchtlos in einer Richtung, der Nachfolger macht einen Sprung damit und ist glücklich auf den Spuren des schöpferischen Unglücks seines Vorläufers.
Übrigens: in merkwürdiger Schärfe beobachte ich an Ihrem Schreiben ein bisher oft erprobtes aber noch nicht so scharf erkanntes Naturgesetz, daß der Eine nicht die Gedanken des Anderen denkt, so wenig er dessen Speisen verdaut oder dessen Kopfweh hat. . . .“
„. . . Verlieren Sie das Vertrauen zu mir nicht ganz — trotz der Dreckpantscherei und Ramsenschabe . . . . . .“

Das eindrucksvollste Dokument der ganzen Ramsegeschichte geben wir nun nach der Veröffentlichung von Fladt wieder. Es ist jener Brief Götts an Ernst Oskar Troescher vom 2. März 1908, in dem er von einem „Goldenen Angebot“ berichtet:

„Ich teile Ihnen durch die Hand meines Schwagers in wenigen Worten mit, daß Mannheim[14]) mir das unannehmbare Angebot (für die Ramse-Faser K.) von 550 000 Mark gemacht hat, durch die es mich aus der Sache herauskaufen will; ich bin heute in die Stadt gefahren, um meine Bekannten in der Sache zu alarmieren. Wollte sehen, ob sich hier eine einheimische Aktiengesellschaft zusammenbringen lasse oder ein ebensolches Werk für die Sache zu interessieren wäre, muß aber nach den ersten Schritten ohnmächtig davon abstehen. Will nun heim und in den nächsten Tagen einen schriftlichen Vertrag über die Sache ausarbeiten, mit dem ausgerüstet ich meinen Schwager mit den weiteren Gängen betrauen kann.
So elend ich auch zur Zeit bin, so glaub ich doch nicht, den Vertrag mit Mannheim unterzeichnen zu sollen, der mich ganz um den lebendigen Anteil an meiner Sache bringt (echt Gött K.). Sütterlin freilich, dem an einer raschen Unterbringung der Sache und seiner Person wegen viel gelegen ist — er soll von dem Mannheimer Werke auf 16 Jahre mit gutem Gehalt und Gewinnanteil angestellt werden — setzt mir sehr zu. Jedenfalls muß ich auch seinetwegen suchen, die Sache rasch unter Dach zu bringen.
Raten Sie also, wie wir das am aussichtsreichsten zustande bringen.“

Ende März, am 27. 3. 1908, finden seine Aussagen und Mitteilungen an Troescher ihre Fortsetzung:

„Ich bin seit einer Woche — mit Schwankungen seit länger — sehr krank und zudem ohne meine Schreibhülfe. Die Ernte meiner Wintersaaten verzögert sich ungemein und im einzelnen unbeschreiblich.
In Mannheim bauen sie an Schälmaschinen, bis es in größerem Zuge losgehen kann und ich durch Lieferung des Rohstoffes was rausschlage. Meine Barabfindung bekomme ich erst nach Erteilung des Patents[15]). Also der Weg zum Millionär ist noch lang.
. . . . Selbst das Denken und Schreiben wird mir unbeschreiblich schwer. . . . . Für heute habe ich genug! — Den Mut nicht verlieren!“

Das sagt Gött nicht nur Troescher, sondern immer wieder sich selbst.

Wir kommen nun zu dem tragischen Monat April 1908. Seine letzten Briefe an die verschiedenen Freunde und Freundinnen sind erhalten und zum Teil in der Gesamtausgabe seiner Werke von R. Woerner veröffentlicht worden, der aber von dem Riesenangebot aus Mannheim offenbar nichts wußte.

So bekennt er mit ein paar Zeilen an eine Freundin am 12. 3. 1908:

„Mir geht es nicht so schlecht wie in der Vorwoche, aber doch elend genug. Am schwersten ist zu ertragen, daß auch meine Arbeitskraft herabgemindert ist, und ich könnte gerade jetzt noch einige Kraft in den Nerven und Gelenken brauchen, denn

große Ansprüche treten aus der äußeren Aktion an mich heran. Die Organisation des Ramse-Marktes erfordert allein schon einen Mann.
Am Dienstag hatte ich Besuch von drei Herren eines anderen großen Mannheimer Werkes, um bei mir meinen Mobil- und Trokkenbau zu studieren. Für mich ein Tag unerhörter Anstrengungen, aber ich hielt zu meinem eigenen Erstaunen unter großen Schmerzen einen einstündigen Vortrag, ohne daß ein lähmender Anfall ausbrach. Der wartete bis nachher. Die Herren gingen höchst interessiert und animiert, und ich denke, es gibt eine fruchtbare Geschäftsverbindung . . . . ."

1. April 1908 an Troescher:

„Am Freitag sind die ersten 120 Zentner Ramse von Oberried nach Mannheim abgegangen. Nach einer ersten Schätzung des Ramsen-Wildwuchses stehen in Deutschland 150 000 Waggons auf dem Halm; bei einer Ausbeute von 1 : 10 gibt das 1,5 Mill. Zentner Ramse-Wolle. Ein solches Maß hat jenes Geschäft, dessen Urhebern Sie Stockprügel verordnet haben. Ich hoffe es noch viel riesiger zu kriegen, zumal ich das Glück habe, daß mir wieder Gesundheit winkt."

Wie sehr Gött sich über seinen wirklich jämmerlichen Zustand hinwegtäuschte, geht mit erschreckender Deutlichkeit aus einer Postkarte hervor, die er damals an seinen Freund Gustav Manz in bezug auf seine „Mauserung" schrieb. 11. April 1908:

„Mein lieber Freund! Hab Dank für die Nachricht, ich kann aber zur Sache nichts mehr tun, da ich leidend bin. Zur Zeit hat man mich, wahrscheinlich irrtümlich, von meinem Berg ins Carolushaus in Freiburg herunter geholt, um meinen Zustand etwas zu beobachten und zu sehen, was getan werden kann. Da es von guten Freunden ausgeht, lasse ich es mir eine Weile gefallen, im allgemeinen aber hielte ich im Leben und Sterben lieber droben aus. Gruß Dein Gött."

Die Überführung Götts von der Leihalde nach dem Carolus-Haus erfolgte auf Veranlassung Gustav Killians, meines Wissens unterstützt von Dr. Martin. Man hat Gött zu täuschen versucht, denn über den Ernst seines weit vorangeschrittenen Herzleidens bestand nicht der geringste Zweifel. Daß es keine Hoffnung zur Besserung gab, sollte sich sehr bald als richtig erweisen.

Tags darauf bekannte Gött einer Freundin:

„Ich will meinem Zustand, wie er auch sein möge, noch dies und das abringen. Mein Lebensgefühl ist noch nicht so gering, daß ich diesen Willen und die Erwartung auf einen Sieg nicht haben dürfte. Nur auf ein Wiedergesundwerden will ich mich nicht mehr einstellen. . . . ."

Es wäre unrichtig sich vorzustellen, daß Gött keine Todesahnungen hatte. Im Grunde genommen spürte er genau, wohin es ging und hat dies in einigen seiner schönsten Verse zum Ausdruck gebracht.

An Caroline Woerner richtete er am 12. April 1908 den letzten Brief aus dem Carolus-Krankenhaus. Darin berührt er nicht mehr seine Erfindungen, sondern spricht nur, immer noch voller Optimismus, von seiner Krankheit. Es heißt darin:

„Doch hoffe ich gegen das hochwohlweise und gutgewillte Ärzte- und Freundeskollegium durchzusetzen, daß ich zu Ostern wieder droben auf der Leihalde bin und meine Birken grün werden, meine Pfirsiche blühen sehe, die Kirschen nicht zu vergessen."

So lauten seine letzten Zeilen mit einem Gruß an den Frühling.

Am 13. April 1908 starb Emil Gött in den Silen während eines schweren Herzanfalles, noch bevor einer seiner Erfindungsträume ihre Verwirklichung fanden.

Die Vorgänge 1916—1918

Aus den Unterlagen der Treuhandgesellschaft des Reichspatentamtes, welche der Verfasser beschaffen konnte, geht hervor,

daß nach dem Tode Emil Götts sein Partner Rudolf Sütterlin in Mannheim-Neckarau sich das Patent auf die spinnbare Ramsefaser unter Ziffer 224/593 Klasse 29 b Gruppe II-01 vom 1. 1. 1909 hat erteilen lassen. Die Patentierung erfolgte unter dem Titel:

Erfahrung zur Erzeugung feiner, als Ersatz für Baumwolle und Flachs geeigneter Ginsterfaser aus Ginster (Ramse).

Erst danach erfolgte dann die Erteilung des Hauptpatentes Nr. 297/138 Klasse 29 b Gruppe II-01 an E. Karl Zeise-Gött in Freiburg und Rudolf Sütterlin in Mannheim-Neckarau am 13. 1. 1916. Das große Angebot, welches das Seilindustriewerk in Mannheim Gött für den Ankauf seiner Erfindung gemacht hat, war an die Bedingung der Patenterteilung geknüpft, die damals nicht realisiert werden konnte. Als die Firma das feststellte, erlosch ihr Interesse an der Ramsefaser und sie hat offensichtlich ihr Angebot nicht wiederholt.

Durch Kenntnis alter Akten, welche der Verfasser von Frau Ortlieb, einer Nichte Emil Götts zur Verfügung gestellt bekam, sind wir in die Lage versetzt worden, die Geschichte der Ramsefaser nach dem Ableben Götts erstmalig der Allgemeinheit zur Kenntnis zu bringen. Woran es lag, daß die Patenterteilung erst im Jahre 1916 erfolgte, läßt sich nachträglich nicht mehr sagen. Es mag aber die Verzögerung daran gelegen haben, daß ähnliche Patente schon erteilt waren. Bei der Aktendurchsicht stießen wir unter anderem auf eine Patentanmeldung eines Friedrich Adolf von Blücher, Charlottenburg über ein Verfahren zur Gespinnstgewinnung aus Lupinenarten (25. 9. 1916 datiert). Dieser Antrag kann bei der Vor- und Hauptpatenterteilung keine Rolle gespielt haben, denn sie erfolgte zu späterem Datum.

Alle weiteren Ereignisse stützten sich auf eine Generalvollmacht, welche Emil Gött noch zu Lebzeiten seinem Schwager Karl Zeise-Gött vor dem Notariat III in Freiburg am 23. 12. 1907 erteilt hat.

Während des Ersten Weltkrieges hat unter dem Druck der Verhältnisse, der Verknappung von Rohmaterial für Stoffe, insbesondere dem Mangel an Wolle sich Karl Zeise-Gött veranlaßt gesehen, auf die Erfindung Emil Götts und Sütterlins zurückzugreifen und die Spinnbarkeit der Ramsefaser praktisch auszuwerten. Er ließ sich zunächst fachlich vom Chef-Organisator der internationalen Organisationsberatung in Freiburg beraten. Dieser verfaßte eine Merkschrift am 23. Februar 1917 über eine zu gründende G.m.b.H. zur Gewinnung einer Ginsterfaser. Der Inhalt ist rein wirtschaftlich praktischer Art und bezieht sich auf die zweckmäßigste Form und Organisation, die Übertragung der Patentrechte auf die Inhaber der Firma oder evtl. nur die Vergebung des Ausnützungsrechtes. Geraten wurde von dem Fachberater, das Stammkapital klein zu halten.

Diesen Empfehlungen gemäß haben dann Karl Zeise-Gött und Richard Sütterlin die „Erste deutsche Ginsterfaser-Gesellschaft" in Bühlertal/Baden ins Leben gerufen und auch persönlich geleitet. Dabei übernahm Karl Zeise-Gött die kaufmännische Leitung, während sich Sütterlin offenbar mehr den technischen Dingen zuwandte. Wir sind aus den vorliegenden Dokumenten über die Zusammensetzung des relativ kleinen Stammkapitals aus einer Bilanz vom 31. Mai 1917 orientiert und erwähnen danach als Hauptgeldgeber und Besitzer der Stammanteile: H. Geppert in Bühl, Dr. Hirschfeld-Warnecke in Mannheim, die Firma Karl Mez und Söhne Freiburg. Die zitierte Bilanz schließt mit einem Gesamtwert von 135 768,46 Mark. Es erscheint darin der Patentwert von Zeise-Gött und R. Sütterlin mit je 50 000,—, insgesamt also 100 000,—. Das Gründungskapital als solches betrug 12 226,59 RM. Für Maschinen wurden 10 144,01 RM verbraucht.

KAISERLICHES PATENTAMT.

AUSGEGEBEN DEN 21. JULI 1910.

PATENTSCHRIFT

— № 224593 —

KLASSE 29*b*. GRUPPE 2.

RUDOLF SÜTTERLIN IN MANNHEIM-NECKARAU.

Verfahren zur Erzeugung feiner, als Ersatz für Baumwolle und Flachs geeigneter Gespinstfasern aus Ginster (Ramse).

Patentiert im Deutschen Reiche vom 1. Januar 1909 ab.

Der in ungeheurer Menge wild wachsende Ginster (Ramse) vermag eine Gespinstfaser zu liefern, zu deren Gewinnung auch bereits verschiedene Vorschläge gemacht wurden. Ginster ist eine Holzfaserpflanze, bei der die Entfaserung jedoch ganz erhebliche Schwierigkeiten bietet, so daß die im allgemeinen gebräuchlichen Methoden der Fasergewinnung mit Vorteil nicht auf die Bearbeitung dieses Materials übertragbar sind. Man hat daher bis jetzt auch nur grobe, harte, schwärzliche Fasern aus dem Ginster herzustellen vermocht, und da für die Erzeugung grober Waren anderweitig billiges Rohmaterial genügend zur Verfügung steht, so ist die allgemeine Verwertung des Ginsters auf Grund der bisher bekannt gegebenen Vorschläge nicht gelungen.

Es wurde nun festgestellt, daß es wohl möglich sei, aus Ginster eine reine Gespinstfaser von solcher Feinheit zu gewinnen, daß damit ein Ersatz für Baumwolle oder Flachs geschaffen ist. Erforderlich ist dazu, das Holz des Stengel ganz zu erhalten und das Fasergemisch möglichst holz- und inkrustenfrei zu gewinnen. Mit einem kombinierten Verfahren erreicht man den erstrebten Zweck der Erzeugung einer feinen geschmeidigen Faser dadurch, daß zunächst eine bloße Erweichung des Pflanzenmaterials durch Kochen mit Wasser unter Druck herbeigeführt und dann unmittelbar die glatte Ablösung der Fasern von den unzerbrochenen Holzstengeln durch Abbürsten bewirkt wird, wonach ein Gär- oder Faulmsprozeß zur Geschmeidigmachung und völlige Reinigung von den noch anhaftenden Holzteilchen durchgeführt wird.

Das nachstehend beschriebene Ausführungsbeispiel erläutert diese Verfahrensweise ausführlicher.

Ginster wird in der Zeit vom Herbst bis zum ersten Frühjahr durch Abschneiden dicht über den Boden geerntet. Das Rohmaterial wird alsdann gut getrocknet, was am besten in luftigen Räumen geschieht. Es genügt auch Lagerung im Freien, wenn nur Schutz gegen Regen vorhanden ist. Von dem so vorbereiteten Ginster erfolgt dann das Lösen der Faser vom holzigen Stengel. Zu diesem Zweck wird das Material in Wasser unter Dampfdruck ein Zeitlang im Durchschnitt eine Stunde gekocht. Zusätze von Alkalien o. dgl. werden dabei nicht gemacht. Vorteilhaft ist es, der ersten Kochung eine zweite kürzere mit frischem Wasser folgen zu lassen. Die Kochtemperatur wird bis zu 150 C. gesteigert. Noch in möglichst warmem Zustande erfolgt dann die Entfaserung des Ginsters, indem man ihn mit den Spitzen voran zwischen schnell laufende Bürstenwalzen einführt und vor Vollendung des Durchgangs wieder zurückzieht. Bei diesem Prozesse wird die Faser samt der noch darauf haftenden Rinde von dem Holz völlig getrennt.

Durch diese Behandlung erreicht man, daß das Holz bis in die äußersten Spitzen hinauf vollständig erhalten bleibt, was für eine Weiterverwendung auch dieses Materials von ausschlaggebender Bedeutung ist. Die vom Holz

Lagerexemplar

Patentschrift von 1910

Die Rentabilitätsberechnung ergab, daß 6000 kg Ginster, 2100 kg verwertbares Holz übrig ließ. Für die Produktion von 600 kg Roh-Ginsterfaser betrugen die Selbstkosten 558,60 M, wonach ein Verkaufspreis (pro kg 1,25 M) mit 750,— M angesetzt wurde. Die Aufbereitung des Ginsters führte regelmäßig zu einer Ausbeute zwischen 10—15 %. Der

KAISERLICHES PATENTAMT.

AUSGEGEBEN 26. MÄRZ 1917.

PATENTSCHRIFT

— № 297138 —

KLASSE 29*b*. GRUPPE 2.

E. KARL ZEISE-GÖTT IN FREIBURG I. BR.
UND RUDOLF SÜTTERLIN IN MANNHEIM-NECKARAU.

Verfahren zur Gewinnung von Spinnfasern aus Ginster.

Patentiert im Deutschen Reiche vom 13. Januar 1916 ab.

Es ist bekannt, Spinnfasern aus Ginster dadurch zu gewinnen, daß man Ginster unter Sodazusatz kocht und die gekochten Stengel durch Auflegen auf schnellaufende, mit kurzen spitzen Zähnen versehene Walzen entfasert. Die gewonnene Faser wird zur Entfernung der noch anhaftenden Rindenteilchen gequetscht und ausgewaschen, dann getrocknet und in feucht-warmem Zustande in Ballen gepreßt, wo sie bis zur Verspinnung mindestens 10 Tage lagern muß.

Die Erfahrung hat gezeigt, daß diese Art der Entfaserung zeitraubend und unvollkommen ist. Die starke Verzweigung der Ginsterpflanze erfordert ein mehrmaliges Wenden auf der Walze; dennoch ist es unmöglich, alle Fasern vom Holze loszubekommen, weil eben die Zähne der Walze nicht überallhin gelangen können.

Es wurde gefunden, daß man wirtschaftlicher und in bezug auf die Fasermenge vorteilhafter arbeitet, wenn man folgendes Verfahren anwendet:

Zur Lösung der Faser wird Ginster gedämpft, d. h. er wird in geschlossenem Kessel etwa 20 Minuten dem strömenden Dampfe ausgesetzt, alsdann mittels Durchlassens durch stark drückende, glatte Walzen gequetscht. Die gequetschte Masse wird zur Lösung der der Faser noch anhaftenden harzigen Stoffe entweder nochmals gedämpft oder aber, wo es sich um alte harte Pflanzen handelt, unter Sodazusatz gekocht, ausgeschleudert und getrocknet. Hierauf wird zur Vernichtung des noch in der Faser befindlichen Holzes gebrochen, indem man das Material zwischen stark geriffelten Walzen durchläßt. Die Faser ist dann zum Verspinnen fertig.

Die Vorteile dieses Verfahrens vor dem bekannten sind erheblich. Dadurch, daß bei gedämpftem Ginster die die Faser umgebende Rinde beim Quetschen in Pulverform abfällt, wird das beschwerliche und umständliche Auswaschen der Faser erspart; auch ist das Ergebnis an Faser größer, weil jedes Fäserchen vom Holze frei wird.

Dämpfen, Quetschen und Brechen sind Arbeiten, die fortlaufend mit beliebigen Mengen vorgenommen werden können, so daß eine Arbeitskraft 15- bis 20mal mehr leistet als bei dem bekannten Verfahren. Eine Lagerung der Faser vor dem Verspinnen ist nicht nötig, weil sie sofort spinnfähig ist.

PATENT-ANSPRUCH:

Verfahren zur Gewinnung von Spinnfasern aus Ginster, dadurch gekennzeichnet, daß Ginster gedämpft, in möglichst warmem Zustande gequetscht, dann mit Soda gekocht, ausgeschleudert, getrocknet und in diesem Zustande zur Vernichtung des Holzes gebrochen wird.

(2. Auflage, ausgegeben am 20. März 1919.)
BERLIN. GEDRUCKT IN DER REICHSDRUCKEREI.

Patentschrift von 1917

Tagesgewinn der Firma betrug damals 454,80 M. Man war aber nicht ausgelastet und konnte pro Tag 1000 kg Faser herstellen, den Tagesgewinn also wesentlich steigern.

Über die Aufbereitung des Rohmaterials im einzelnen gewinnen wir aus denselben Dokumenten interessante Aufschlüsse: Das entschälte Ginsterholz wurde getrocknet, die äußeren Spitzen an die Reisstroh verarbei-

Anweisung für unsere Ginsterlieferanten.

Der Ginster ist so zu schneiden, daß jeder Zweig für sich ist; zusammenhängende Äste müssen an ihrer Gabelung getrennt werden, da für unsere Zwecke nur die dünnen Äste und Zweige in Betracht kommen.

Die Dicke des Holzes soll 8—10 mm nicht übersteigen.

Geschnittener Ginster bleibt dünn ausgebreitet so lange liegen, bis die grüne Farbe der Pflanze vollständig verschwunden ist; der alsdann lufttrockene Ginster wird in Bündel gebunden, oder, wenn die Verladung zum Versand nicht sofort erfolgt, auf Haufen gesetzt und zwar so, daß die Luft durchziehen kann. Gegen eindringen von Regen oder Schneewasser sind die Haufen dachförmig abzudecken.

Diese Vorschrift ist besonders zu beachten, da nicht vollständig lufttrockener Ginster sowohl in Bündeln wie auf Haufen und auf dem Transport sofort in Gährung übergeht und dadurch vollständig unbrauchbar wird.

Der Abtransport soll mit der Eisenbahn nur in ganzen Wagenladungen, möglichst nicht unter 10000 Kilo erfolgen.

Für alle Schäden die uns durch Nichtbeachtung obiger Vorschriften entstehen, sind unsere Lieferanten haftbar.

Erste Deutsche Ginsterfaser-Gesellschaft m. b. H.

E. Karl Zeise-Gött. Rudolf Sütterlin.

Merkblatt der neuen Ginsterfasergesellschaft

tende Industrie verkauft, die damals während des Weltkrieges unter empfindlichem Materialmangel litt. Die übrigen Teile des Ginsterholzes wurden zur Herstellung gewöhnlicher Stallbesen verwendet, so daß es nach Gewinnung der Ramsefaser praktisch keinen Abfall gab.

Wie man aus der beigefügten erhaltenen Anweisung der „Ersten deutschen Ginsterfaser-Gesellschaft m.b.H." erkennen kann, verteilte die Firma ein Merkblatt für die Ginsterlieferanten. Hierin ist genau vermerkt, wie der Ginster zu schneiden sei. Zusammenhängende Äste mußten an ihrer Gabelung getrennt werden. Für die Verarbeitung kamen nur die dünnen Äste und Zweige in Betracht. Die Dicke des Holzes sollte 8—10 mm nicht übersteigen. Auch über die Lufttrocknung und über den Abtransport in ganzen Wagenladungen werden Vorschriften gemacht.

Die günstige Entwicklung des jungen Betriebes veranlaßte den Inhaber der Firma, sich an das patenttechnische Büro Wahl-Schmidt G.m.b.H. Freiburg zu wenden, um Auslandspatente für Österreich, die Schweiz und Ungarn zu erreichen. Zahlreiche Interessenten, darunter Ernst Bollin aus Kreuzlingen (Schweiz) hatten sich an Karl Zeise-Gött gewandt. Aus seinem Antwortschreiben vom 30. November 1918 geht hervor, daß er der Meinung war, auch nach dem Krieg, d. h. nach Öffnung der Blockade Deutschlands und Nachschub an Wolle und Baumwolle, Jute etc., werde das Interesse an der Ginsterfaser aufrechterhalten bleiben. Er erklärt: Der Vorteil ihres patentierten Verfahrens der Fasergewinnung sei, daß die Aufschließung der Ramse ohne Verwendung von Chemikalien vor sich gehe und alle Abfälle, einschließlich des Holzes, verwertbar seien. Die Ginsterfaser werde nach dem Kammgarnverfahren gekämmt, die langen Stapel (Fasern) zu Kammgarn verarbeitet, die Kurzfasern der Streichgarnbranche überwiesen. 3/5 der Aufschließung der Faser seien gut verspinnbar und eigneten sich vorzüglich zur Fabrikation von Oberstoffen. Bühlertal sei als kriegswichtiger Betrieb eingetragen, und eine Kriegskommission für Ginsterspinnfaser hatte ihre Brauchbarkeit zur Herstellung guter Oberstoffe bestätigt. Bei entsprechender Verarbeitung (Aufrauhen) könne man die Ginsterfaser-Stoffe von einem Wollstoff kaum unterscheiden. Außerdem sei die Ginsterfaser sehr gut färbbar und von großer Haltbarkeit.

In der Tat sind die drei ausländischen Patente erteilt worden, wie wir aus Zahlungen der Jahrestaxe wissen. Das ungarische Patent erhielt die Nummer 8 522, das österreichische die Nummer 76 159 (es wurde 1919 gelöscht), und das Schweizer Patent die Nummer 75 231. Zunächst gehörten alle Auslandspatente beiden Partnern gemein-

sam, dann aber vereinbarten sie einen internen Austausch insofern, als Zeise-Gött seine Hälfte des ungarischen Patents ganz an Sütterlin unwiderruflich mit allen Rechten abgab; umgekehrt verzichtete Richard Sütterlin auf die Hälfte des schweizerischen und österreichischen Patents zugunsten Zeise-Götts. Über die näheren Gründe dieser Transaktion sind wir nicht unterrichtet. E. Bollin in Kreuzlingen blieb nicht der einzige Schweizer Interessent, auch die Firma Wagner & Co. Zürich, eine Spezialfirma für Baumwolle und Baumwollabfälle, und die Textilfirma Robert Failletas in Lausanne zeigten Interesse für die Ginsterfasergewinnung.

Alle diese Daten und Mitteilungen lassen erkennen, daß die Entwicklung der Gesellschaft gute Fortschritte machte. Dennoch kam es sehr bald zu einem entscheidenden Rückschritt, ja sogar zur Stillegung, denn ein halbes Jahr nach Beginn des Betriebes verfügte noch während des Ersten Weltkrieges die Reichsrohstoffabteilung, daß die Ginsterfaser nicht mehr als Juteersatz verwendet, sondern nur als Spinnfaser verarbeitet werden solle. Das war der Grund, warum das Werk Bühlertal sich umstellen mußte. Diese Umstellung bereitete große Schwierigkeiten, weil die nötigen Maschinen hierzu im Kriegsjahr 1917/18 nicht geliefert werden konnten und nach Ende des Ersten Weltkrieges eine völlig veränderte Situation auf dem Weltmarkt eintrat. Nunmehr standen Rohstoffe zur Genüge zur Verfügung, und man interessierte sich nicht mehr für die Ginsterfaser. Ein bedauerlicher Vorgang, hatte es sich doch erwiesen, daß diese Faser wertvolle Eigenschaften besitzt. Karl Zeise-Gött trat von der kaufmännischen Leitung des Werkes unter diesen Umständen zurück.

Die Vorgänge der Jahre 1934—1939

Nach einer Unterbrechung von 16 Jahren nimmt die Geschichte der Ginsterfaser ihren Fortgang. Karl Zeise-Gött wußte, daß die Seil-Industrie A. G. Wolf Mannheim kein Interesse mehr an der Ginsterfaser hatte. Daher wandte er sich an das Reichswirtschaftsamt in München, bekam von dort am 19. 4. 1934 aber eine ziemlich negative Antwort. Man schrieb, es sei bekannt, daß der Ginster eine spinnbare Faser enthalte, aber die Ausbeute sei gering. Der Anbau des Ginster lohne sich nicht. Man habe im Ersten Weltkrieg schon dieselben Erfahrungen gemacht. Sollten heute bessere Methoden der Aufschließung vorliegen — so heißt es in dem Schreiben — empfehle das Reichswirtschaftsamt ein Gutachten durch die Textilforschungsstelle für Bastfasern in Sorau einzuholen.

Wir erfahren aus dieser Korrespondenz übrigens, daß das Werk Bühlertal s. Z. nur zur Herstellung und Gewinnung der rohen Faser eingerichtet war, ähnlich der Gewinnung von Jutefasern. Entsprechend einem Gutachten der Preußischen Fachschule für Textilindustrie in München-Gladbach kam die Ginsterfaser der Jute am nächsten.

Den Akten nach ließ sich ferner feststellen, daß die Spinnerei und Weberei Ravensburg Gewebe von Ginsterfasern hergestellt hat, ferner Werg, Papier, Garn, Baumwolle, Flachs und Hanf mit Zuschüssen von Ginsterfasern versah und gute Resultate erzielte. Proben von Ginsterfasersegeltuch fielen sehr befriedigend aus.

Bühlertal lieferte s. Z. alle Rohfaser an die Karl Mez A. G. in Freiburg zur Verarbeitung.

Wie aus einem Schreiben (3. 5. 1934) von der Reichszeugmeisterei an Zeise-Gött hervorgeht, zeigte man Interesse und bat um Einsendung von Proben von Ginsterfasergarn und Gewebe. Damals war man sich im klaren darüber, daß für das Ingangkommen einer Neuproduktion die chemische Aufschlußmethode anstatt der von Gött und Sütterlin verwandten Verfahren notwendig sei. Aber es stellte sich schon im Mai 1934 heraus, daß die für die Gewinnung der

Faser notwendigen Chemikalien nur unter größten Schwierigkeiten oder gar nicht mehr erhältlich waren. Offenbar wurde die Masse der chemischen Stoffe für militärische Zwecke benötigt. Das scheint der Hauptgrund dafür gewesen zu sein, daß das Ingangkommen einer erneuten Ginsterfaserproduktion unterbunden wurde. Karl Zeise-Gött trat im Juni 1934 in engeren Kontakt mit Hans Mez, dem technischen Berater der Firma Karl Mez und Söhne A. G., und empfahl die Wiederaufnahme der Ginsterfaserverarbeitung unter der Leitung eines bewährten Fachmannes. Inzwischen hatte man schon bei der Firma Mez A. G. weitere Erfahrungen gesammelt, die günstig ausfielen. Er sandte auch an die Reichszeugmeisterei ein Schreiben mit Mustern der Ginsterfaser und einem Erfahrungsbericht. Diese Dienststelle zeigte damals kein Interesse, da offenbar noch ausreichende Rohstoffe vorhanden waren. Erst 1939 griff man auf die Ginsterfaser zurück, nachdem Zeise-Gött einen Brief an den Generalfeldmarschall Göring (offenbar in seiner Eigenschaft als Leiter der Göring-Werke) gesandt hatte. Dieser wurde an die Reichsstelle für Wirtschaftsaufbau in Berlin weitergeleitet, und von dort erhielt Zeise-Gött am 16. Oktober 1939 die interessante Nachricht, daß man sich in dem Zweigwerk der deutschen Spinngemeinschaft Alpirsbach im Schwarzwald seit einiger Zeit mit der Gewinnung von Ginsterfasern befaßte. Da die Frage der Wirtschaftlichkeit des Verfahrens noch nicht befriedigend gelöst erschien, bat der Leiter der Dienststelle darum, man möge doch alle Erfahrungen aus Bühlertal mitteilen, möglichst auch Muster einsenden. Ferner wurde eine Zusammenkunft des verantwortlichen Leiters Erich Haefele mit Zeise-Gött im Werk Alpirsbach vereinbart, die tatsächlich stattfand, von deren Verlauf und Ergebnis wir aber keine Kenntnis haben.

Es steht fest, daß damals Karl Zeise-Gött sich an Professor Staudinger, den berühmten Chemiker, Schöpfer der makromolekularen Chemie und Nobelpreisträger, zwecks Beurteilung der Ginsterfaser und Verbesserung der Aufschließungsmethoden wandte, und daß er auch mit Professor Kellermann in Aachen in Verbindung trat, da der letztere ausgedehnte Forschungen über spinnbare Fasern 1908 veröffentlicht hatte.

Der Gedankenaustausch mit der Deutschen Spinngut-Gesellschaft G.m.b.H. Berlin-Wilmersdorf läßt sich bis Mitte April 1940 verfolgen. Viele Besprechungen mit interessierten Kreisen fanden statt, aber zu einer Neubelebung der Produktion und allgemeinen Verwendung der Ginsterfaser kam es während des Zweiten Weltkrieges und auch später nicht mehr. Nunmehr erwuchs, nach den bedeutenden Arbeiten und Entdeckungen Staudingers über die Polymerisationsvorgänge und die makromolekulare Chemie den Naturfasern eine enorme Konkurrenz durch Kunststoffasern als Abkömmlinge des Polyaethylen.

So verlor sich letzten Endes die Geschichte der spinnbaren Ginsterfaser durch die stürmischen modernen Entwicklungen im Dunkel der Vergessenheit.

Als letzte Aktion verzeichnen wir, daß am 11. September 1942 während des Zweiten Weltkrieges Karl Zeise-Gött die Generalvollmacht für das Patent auf seinen Sohn übertragen hat. Dieser machte von seinen Rechten niemals Gebrauch.

Nachwort

Das tragische Geschehen um Götts Erfindungen erscheint nach allen diesen Ausführungen in einem etwas anderen Licht. Niemand kann sich mehr erlauben, seine Erfindungsideen als Spielereien eines Passionierten ohne Namen anzusehen. Seine technische Begabung ging weit über das Maß der erfinderischen Selbsthilfe eines Bauern hinaus. Insofern können wir die Beurteilung Woerners nicht als zutreffend erachten. Offenbar wußte Woerner auch nicht, welch riesiges finanzielles Angebot für das Verfah-

ren der spinnbaren Ramsefaser die Firma Wolf, Mannheim, Gött gemacht hat und daß er dieses Angebot aus rein ideellen Gründen, zum Entsetzen seiner Freunde, ausgeschlagen hat. Woerner hat auch sicherlich nichts von der Gründung der Ginsterfaser-G.m.b.H. Bühlertal vor Abfassung seiner Biographie gewußt oder wissen können, sonst hätte er diese Vorgänge sicherlich wenigstens zitiert und sich in anderer Weise über Götts technische Begabung geäußert.

Man wird sagen dürfen, daß das Gött-Bild auch im technischen Bereich einer Revision bedarf, denn seine Vorstellungen und Ideen haben sich in mannigfaltiger Richtung als sehr wertvoll und fruchtbar erwiesen, und mancher seiner Gedanken wurde später aufgegriffen, längst verwirklicht und hat seine technische Vollendung erfahren.

Allerdings ist der Verfasser davon überzeugt, daß dem Erfinder Gött in wirtschaftlicher Hinsicht niemand helfen konnte. Zu sehr blieb er allzeit in dem Gedanken an eine soziale Mission erfüllt, von der Idee des Helfenwollens besessen, was immer wieder dazu führte, daß alles, was er gewann, in seinen Händen zerrann. Sicherlich wäre auch jenes riesige Vermögen, das man ihm für seine Entdeckung der Spinnbarkeit der Ramsefaser zu Lebzeiten angeboten hat, in kürzester Zeit in einem Meer philantropischer Gedanken und Taten dahingeschmolzen.

Gött sagte einmal von sich selbst, „er müsse alles zerdenken". Aus diesem inneren Zwang entspringen letzten Endes all seine dichterischen und denkerischen Schöpfungen wie seine Erfindungen. Und da sie eine gemeinsame Quelle besitzen, sind sie auch alle miteinander unlösbar im Streben nach hohen Zielen verbunden. So entsteht vor unseren Augen das Bild eines durch Höhen und Tiefen qualvoll sich windenden, schöpferischen Menschen, der nach Lösungen suchte, auch Lösungen fand, die ihm aber niemals zum Segen gereichten.

Quellenangaben zu E. Gött als Erfinder:

Bahr, Hermann: Nachruf für E. Gött aus seinem „Bilderbuch", Wila-Verlag, Wien/Leipzig, 1921, S. 27, Nachdruck in „Pflügers Monatsschrift f. d. Heimat"

Fladt, Wilhelm, Überlingen: Artikel: „Des Dichters Emil GÖTT Kampf mit Not und Tod" in Ekkhart, Jg. 1939, S. 64

Ginter, Gottfried: Erinnerungen an Emil Gött, Bretten (Artikel)

Gött, Emil: Briefe und Tagebücher aus dem Nachlaß (Universitäts-Bibliothek Freiburg/Br. (Photokopien — Rundschreiben an die Zähringer. Original 1908 (betr. Weinbau und Winzergenossenschaften) — Über die Notwendigkeit und Möglichkeit der Aufwirtschaftung unseres Weinbaues. Sonderdruck und Originalhandschriftliches Manuskript. Landwirtsch. Wochenblatt Nr. 42 und 43, 17. und 24. Oktober 1906 — Photokopien aus der Nachlaßsammlung (meist handschriftliche Originale) — Vortrag von der Ortsgruppe Freiburg der Deutschen Gartenstadt-Gesellschaft. 29. 1. 1907, über Bauwesen (Photokopie) — Gedanken zu einer möglichen Fluglehrbahn. Original-Handschrift mit Original-Briefen an Werner v. Siemens und Graf Zeppelin (Universitäts-Bibliothek Freiburg/Br.) — Patentantrag an das Reichspatentamt (Photokopie) betr. Heizschlangenkunst. 31. Dezember 1907 (Universitäts-Bibliothek Freiburg/Br.) — Sonderheft der Badischen Heimat 1964, Heft 1/2.

Gött, Karl, Zeise-: Dokumente und Briefe der ersten Deutschen Ginsterfaser-Gewinnungs-Gesellschaft, Bühlertal (alles Originale)

Grolman, Adolf von: Werk und Wirklichkeit. Junker und Dünnhaupt Verlag, Berlin 1937.

Killian, Gustav: Abschriften 14 Bände aus dem Nachlaß, besonders Bd. XIII (*H. Killian*)

Killian, Hans: E. Gött in der Jechtinger Chronik I und II (Sonderdrucke)

Weiher, Siegfried von: Artikel über E. Gött als Erfinder in: Das Volk, Freiburg/Br., Nr. 57, 1949

Wilhelm, Dr., Direktor des Staatl. Weinbau-Institutes, Freiburg/Br.: Epikrise zum Artikel Gött's über den Weinbau (Original-Beitrag)

Woerner, Roman: Biographie E. Gött, Bd. I der Gesamtausgabe

[1]) Der Verfasser hat sich erlaubt, gelegentlich kleine Einfügungen oder Wortänderungen zur Verdeutlichung des Textes vorzunehmen.

[2]) Leider sind alle Unterlagen über diese Ziegelei beim Bauamt der Stadt Freiburg durch Bomben vernichtet worden.

[3]) Den fraglichen Brief verdanken wir Herrn Reg.-Baumeister Erich Mayer vom Bauordnungsamt Freiburg, der ihn in alten Akten fand. Alles andere ist durch Kriegseinwirkung vernichtet worden.

[4]) Nachlaß Abschriften Band XIII.

[5]) Gött wies damals darauf hin, daß noch eine ganze Anzahl von Gliedern der Gattung Cytisus, auch Genista und Spartium, im südlichen und östlichen Europa vorkommend, zur Fasergewinnung in Betracht kommen dürften. Er erwähnte hierzu, daß er im Freiburger Botanischen Garten einen Cytisus capitatus mit einer reich entwikkelten und vorzüglich festen Faser gefunden habe und nennt eine größere Anzahl verwandter Pflanzen, die man auf Eignung untersuchen sollte.

[6]) Die „Vorstellung" und die „Darstellung" des Verfahrens sind sowohl als handschriftliche Urkunden als auch in gedruckter Form erhalten und befinden sich teilweise in der Universitätsbibliothek, teilweise konnte der Verfasser sie vom Patentamt erhalten.

[7]) Im Nachdruck der Gesamtausgabe des Hünenburg-Verlages findet man die fälschliche Bezeichnung „E. O. Fr." gedruckt. Gemeint ist Ernst Oskar Troescher.

[8]) Anm. des Ref.: Es kann sich hier nur um die gedruckte „Vorstellung" und „Darstellung" des Verfahrens handeln, nicht aber um die Patentschrift selbst, denn Gött hat vorerst nur um Unterstützung seiner Arbeit gebeten, das Verfahren wurde erst später patentiert.

[9]) Wahrscheinlich ist Sütterlin gemeint.

[10]) Dieses Originalschreiben befindet sich in der Originalausgabe der Gött'schen Werke von Roman Woerner und ist auch im Nachdruck durch den Hünenburgverlag auf Seite 663 wiedergegeben. Er ist in der Arbeit von Fladt reproduziert.

[11]) Es könnte Dietler sein.

[12]) Großseilerei Wolf Mannheim.

[13]) Siehe Hünenburg-Ausgabe S. 671, II. Bd.

[14]) Seil-Industrie A. G. Wolf Mannheim.

[15]) Sofern Gött das Angebot akzeptiert, wozu es aber nicht kam.

Aus „Tagebücher und Briefe" (Straßburg 1943, S. 48), hgg. Harden-Rauch

Emil Gött: „Emil Gött"

Das schönste Buch, das zu schreiben oder zu reden wäre, könnte lauten:

Die Züge des Übermenschen am Menschen

Sie müßten aufgesucht werden in der großen, wie in der kleinen, in der lauten wie in der stillen Geschichte des Menschen, an Staatsmännern, Helden, Fürsten, Weisen, Dichtern, Heiligen, an Erfindern und Entdeckern, überhaupt an allen *Großen* und Fernen, aber auch und vielleicht noch mit mehr Feinheit und Scharfsinn im Denken, Fühlen, Handeln, kurz im Leben der *Kleinen* und Nahen, kurz im *Menschen* schlechtweg. Es müßte dann erscheinen, wie viel schon vorgeahnt und angebahnt vom Wege zum höheren Menschen schon im Menschen ist, wie viel göttliche Züge schon aus dem noch kaum übertierischen Antlitz leuchten. Ich glaube, es wäre der größte Dienst, den man der Menschheit leisten könnte. Und der frömmste Menschendienst dann auch der höchste Gottesdienst . . .

Emil Gött im Urteil Hermann Bahrs

von Hans Killian, Freiburg i. Br.

Vorbemerkung

Hermann B a h r (1863/1934), Kunstkritiker, Essayst, beliebter Bühnenschriftsteller — sein Lustspiel „Das Konzert" wird heute noch gespielt — hatte 1914 zum 50. Geburtstag Emil Götts ein umfangreiches Gedenkwort geschrieben[1]). Er schöpfte u. a. aus soeben im Jubiläumsjahr erschienenen Tagebüchern und Briefen, mit deren durch Rücksichten bestimmten auszugsweisen Herausgabe Prof. Roman Woerner sein Verdienst um das dichterische Werk des Toten vervollständigte.

Die Zeitgenossen Hermann Bahr und Emil Gött, den leichtbeweglichen Österreicher und den schwerblütigen Alemannen, verband keine erkenntlich charakterliche und geistige Verwandtschaft. Konnte es einen schärferen Gegensatz geben als den zwischen dem Vollblutliteraten, der von Wien oder Berlin aus allen künstlerischen und literarischen Richtungen seiner Zeit voraus- oder nacheilte, stets aber darauf hielt, auf den launischen Wogen des Erfolgs mitzuschwimmen, anregend, bestimmend, enthusiasmiert, und dort Emil Gött, dem Verächter des literarischen Marktes, dem scheuen Gegner des lärmenden Applauses, dem mit sich ewig unzufriedenen Dichter, bohrenden Denker und unglücklichen Liebhaber der schöpferischen „T a t"! Um so überraschender, aufrichtiger die überschwengliche Huldigung, welche der verwöhnte Autor Bahr dem verschollenen Toten widmete. Wer spöttelnd darauf hinwiese, wie schnell der Wiener sich begeisterte und wie rasch wieder neuen Göttern sich zuwendete, sei eines Besseren belehrt. Zum 60. Geburtstag Götts (1924) schickte er seine eindrucksvolle Charakteristik von 1914 nochmals wortwörtlich in die Öffentlichkeit[2]). Er bewährte damit sein Gespür für Wesentliches und die Tugend der Treue und Wahrhaftigkeit.

Die große Schau, die Zusammenfassung einer Generation produktiver Geister, der er sich stolz zurechnet, ihre Einbettung in den Strom jener Zeit, besonders aber die deutlich gemachte Sonderexistenz eines Emil Gött mehmen gefangen. Kein Zweifel, eine Generation, die in der Hoffnung der Zukunft lebte. Bei keiner Gestalt so sehr wie bei Gött wird sichtbar, daß dieses Geschlecht nicht „fin-de-siècle" war.

Ungeachtet der hochstehenden Würdigungen durch Roman Woerner, Philipp Witkop, Adolf v. Grolman hält dieses Emil Gött gewidmete Heft, das seiner Abwertung in jüngster Zeit entschieden entgegentritt, den Wiederabdruck der Bahr'schen Ausführungen für berechtigt, als ein Zeugnis positiver Betrachtungsweise, an welche die Göttforschung wieder anknüpft.

Hermann Bahr: Emil Gött

In den Neunziger Jahren ging ein herzhaft fröhliches Stück, recht nach dem Sinn des Publikums, aber auch ein edleres Verlangen nicht enttäuschend, von Berlin aus über die Bühnen. Es hieß „Verbotene Früchte", sein Autor war Emil Gött. Und man erfuhr, das sei ein schnurriger Geselle, da unten im Schwarzwald irgendwo hausend, gar kein „Literat", eher ein studierter Bauer, doch von einer freizügigen Art, ein Freiluftmensch, der mit Emil Strauß bald auf der Scholle saß, säte, Kartoffeln zog, Rosen band und Reben schnitt, bald durch die Schweiz, ja bis nach dem gesegneten Italien hinab auf Wanderschaft war. . . Es wurde damals erzählt, daß er beim Pflügen die

Zugochsen als Hausgenossen und Kameraden behandelte und also durchaus nicht schlagen wollte, was sie damit erwiderten, daß sie nicht anzogen, weil sie erst den gewohnten Schlag erwarteten — ein Problem, das uns junge Leute sehr aufregte, denn es geht ja einem mit den menschlichen Zugochsen ebenso: soll man, darf man, muß man also hauen? Solche Fragen auszutragen, war ihm offenbar wichtiger, als schöne Sätze zu drechseln oder Dramen zu bauen.

Mehr als der Kunst schien er dem unmittelbaren Leben zugetan. Dann aber hörte man jahrelang nichts von ihm, bis es 1903 hieß, sein neues Stück, „Edelwild", sei von Neumann-Hofer für das Lessing-Theater angenommen. Doch zog er es in der letzten Stunde zurück, es gefiel ihm selbst auf einmal nicht mehr. Und dann hörte man von ihm erst 1908 wieder, nämlich, daß er gestorben war. Nun wurden plötzlich die Badenser sehr stolz auf ihn, die sich, so lange er lebte, so wenig um ihn scherten, wie jetzt wieder um ihren genialen Landsmann Hermann Burte, dessen sich seine engeren Landsleute, wenn er nur erst verhungert ist, einst auch gewaltig brüsten werden. Sogleich führte das Karlsruher Hoftheater die „Mauserung" auf und dann auch, vor zwei Jahren, „Fortunatas Biß", mit großen Ehren, doch ohne Folgen. Erst wenn einmal Kahane nicht einschlafen kann, ein Buch sucht, um sich zu betäuben, dabei zufällig an diese „Fortunata" gerät und dann keine ruhige Stunde mehr haben wird, bis Reinhardt sie spielt, mit Moissi und der Höflich: dann erst werden die Deutschen die strahlende Kraft des verschollenen Dichters erleben. Schläft aber Kahane[3]) gut, so wird Gött vielleicht so lange warten müssen wie Büchner.

Eben jetzt sind, bei Beck in München, Götts Tagebücher und Briefe, von Roman Woerner gesammelt und gesichtet, erschienen. Da haben wir ihn nun ganz, der ein durchaus singularer Mensch und dabei dennoch ein typisches Beispiel seiner Generation war, ein höchst eigensinniger, eigenwilliger, eigenbrödelnder Alemanne, der aber allen Geist und Willen und Lebensdrang des zwischen 1860 und 1870 geborenen Geschlechts in sich kurz zusammenfaßt. Unsereiner schreckt vor diesen Tagebüchern zuweilen zusammen, als würde man selbst da nackt auf offenem Markt zur Schau gestellt. Denn uns allen erging es so: Immer hin und her, immer auf und ab, zwischen Seligkeit und Zerschlagenheit, ewig von Höhen in Tiefen und doch wieder empor, ewig entweder „Aufschwung" oder „Niedergang", niemals in der beruhigten Mitte. Wir waren ja ebenso: jetzt hochgemut emporgeschwellt, aber gleich wieder in ohnmächtiges Verzagen herabgedrückt, eben noch bereit zum „Wettstreit mit den Alexandern und Napoleonen", und schon wieder gequält von der eigenen „verfluchten Ähnlichkeit mit dem Hjalmar" (in Ibsens „Wildente"), bald an überquellender Kraft, bald vor verruchter Schwäche krank. Das haben wir ja auch gefühlt: streitbar gegen die ganze Welt und doch unfähig weh zu tun, voll Tatenlust und Leidenschaft, den Menschen zu helfen, auf sie zu wirken, mit allen zusammen am großen Werk der Menschheit zu stehen, Kaiser und Könige zu mahnen, Völker zu lehren und doch im selben Augenblick wieder kindisch scheu, sich schamhaft verbergend und unfähig, jemals aus dem tiefen Kerker einer ungeheuren inneren Einsamkeit auszubrechen. Darum immer wieder betrogen und enttäuscht, von sich selbst und den andern. . . Und immer wieder an allem, an sich selbst und an den anderen irre: dennoch aber, tausendmal geschlagen und zurückgeworfen, immer wieder mit einer neuen rätselhaften Tapferkeit anstürmend, zugreifend und vorwärts aufwärts drängend im Gewühl der eigenen Ohnmacht, doch des Glaubens an die Tat immer noch gewiß.

Das war ein Zeichen dieser Zeit: das tiefste Leid als Lust empfinden und in der furchtbaren Sinnlosigkeit dieses ganzen Daseins doch immer seiner unendlichen Schönheit bis zum letzten Atemzug bewußt bleiben. Und diese Schönheit ist vielleicht noch gar nirgends als in unserer Sehnsucht, in unserer Bangigkeit, in unserem kaum mehr beherrschten Wahnsinn. — Denn diese ganze Generation kann von sich sagen, was Gött, schon schwer krank, einmal schrieb: „Ich halte, selbst sterbend, zum Leben." Und von uns allen gilt, was er mit gelassenem Stolz bekennen darf: „Ich habe doch nicht umsonst gelebt. In mir selbst habe ich einen hinreichenden Grund zum Leben gefunden. Das Schauspiel, das ich in mir selbst erlebte, war der Kosten wert."

In diesen Tagebüchern und Briefen sehen wir einen heiteren, begabten, tätigen, redlichen, groß und rein strebenden Menschen zugrunde gehen. Woran? Er hat zunächst gar nichts Tragisches, er macht eher den Eindruck, zur inneren Ordnung und zum äußeren Glück bestimmt zu sein. Er hat alles dafür: er ist klug, gefällt den Menschen, gewinnt die Frauen, traut sich selber alles zu und erweckt Vertrauen, hat in jungen Jahren schon Erfolg, ist auch technisch geschickt, macht Erfindungen (wenn auch meistens solche, die leider schon erfunden sind), ist kein Stubenmensch, schickt sich in alles, ist so leicht nicht unterzukriegen, hat immer neue Pläne, nimmt an allen Sorgen und Wünschen seines Volkes, ja der Menschheit teil. Er mischt sich in alles, will überall mittun: einmal schreibt er dem Zaren und einmal der Königin von England einen Brief und schickt diese Briefe wirklich ab; ja einmal hat er ganz im Ernste vor, „sich einfach dem Kaiser zu stellen", ob der ihn nicht brauchen kann (ob Bartsch davon gewußt und bei seinem „Wigram" an ihn gedacht hat?!)[4]). Man sollte denken, es hätte einem so vielfältigen, regsamen, dreisten Menschen, der zum Dichter, zum Schriftsteller, zum Theaterdirektor, zum Dramaturgen, zum Journalisten, zum Ingenieur, zum Gutsverwalter, zum Organisator in jedem Betrieb geboren schien, an Beifall, Wirkung und ergiebiger Tätigkeit nicht fehlen können.

Was war es, das ihn zerrinnen ließ? Vielleicht dies: daß er allem offen stand, alles in sich einließ, nichts zurückweisen, nichts von sich abwehren konnte. Er blieb sein Leben lang der typische Jüngling seiner Generation, der ganzen Welt weit aufgetan, leidenschaftlich nach allem ausgestreckt, in Bereitschaft für alles, für jede Kraft und jede Schwäche, alles einatmend und aufsaugend, was sich nur in der Menschheit irgendwo regt, um sich davon durchglühen und erschauern zu lassen. Mit allem Lebendigen mitzuschwingen trieb es ihn; aber keineswegs wie den Dilettanten der Epigonenzeit, der freilich auch nach allem greift, doch aus bloßer Neugierde, bloß um es anzutasten, bloß an der Haut davon fröstelnd, sich selber aber bei sich verwahrend. Von diesem Dilettanten der Epigonenzeit unterscheidet sich der Jüngling der Neunzigerjahre durch seinen tiefen Ernst. Ihm ist es immer grimmig ernst, und wenn es ans Leben ginge! Ja, es s o l l ans Leben gehen, das wünscht er sich geradezu! Es soll ums Leben gehen! Er will sich nicht schonen, nein, er will sich opfern. Immer setzt er gleich sein ganzes Leben ein, sonst ist ihm nicht wohl. In der Gefahr nur ist ihm wohl. Nur wenn er sich im Innersten bedroht fühlt, wird ihm erst wohl.

In dem schönsten Brief, den Gött je schrieb, einem Weihnachtsbrief an seine Freundin[5]), hat er dies ausgesprochen: „Ich bin nicht für diese Welt — also: durch! Verstehst Du's? Durch! Durch dick und dünn dem Feindseligen und Gefährlichen nach und sich nicht geschont!" Kleines Be-

Emil Gött 1864 - 1908

hagen, gelassenes Entsagen, stille Beschränkung auf dem engen Raum der eigenen Kraft ist ihm verhaßt. Die Grillparzerstimmung kennt diese Generation nicht. Sie steht unter Ibsens unerbittlichem: Alles oder nichts! Auf dieser Jugend liegt ja der furchtbar aufregende Blick Wagners, der jede Stunde des gemeinsamen Daseins auf die Höhe der höchsten jemals erlebten Stunde zu bringen verlangt, und Dostojewskis leidverglaster Blick, im Sturm der losgerissenen Dämonen, und Nietzsches nach dem Unmöglichen starrender Blick. Unter solchen Augen ist sie aufgewachsen, das kann sie nie vergessen. Und so wird sie sich niemals beim einzelnen Werk, bei der einzelnen Tat beruhigen können, sondern es soll jetzt das ganze Leben sein, in allen Poren von Wahrheit und Schönheit durchdrungen. Der Maler, der Dichter fühlt sich aufgeschreckt, von seinem Bilde, vom Gedichte weg: nein, das ganze Leben soll es sein, das unmittelbare Leben selbst! . . .

Kaum aber draußen, unter Menschen, tä-

tig und hilfreich, sehnt er sich wieder in das verlorene Glück der schöpferischen Einsamkeit zurück, er kann sich nicht entbehren, er muß wieder heim zu sich selbst. Denn auf diesem Geschlecht liegt der Fluch, daß es sich niemals entscheiden kann; es kann nicht wählen, es will immer beides zusammen, wovon es doch nur das eine haben kann, es will alles, es will die ganze Welt, aber eingefangen in ein einziges Individuum. Es möchte sich zur allumfassenden Gottheit ausweiten, aber dabei der Herr Emil Gött bleiben, dieses eine, singuläre, höchst bedingte, fest begrenzte, streng abgeschiedene Menschenexemplar.

In allen seinen Expansionen kann nämlich dieses Geschlecht doch den angestammten Begriff der deutschen Persönlichkeit nicht vergessen. Es wird Goethe nicht los. Das Universum in einem Singular zu sein, wie Goethe, dahin drängt es und findet doch das Mittel dazu nicht: Goethes Entsagung. Goethes Kraft war, dem Universum einmal nein sagen zu können, wenn es ihm nämlich seinen Singular bedrohte. . .

Gött hat sich einmal ein „Amphibium zwischen Dichter und Bauer" genannt, „in beiden Elementen verhindert wie nur je ein Balduin Bählamm".

Er hätte sich auch ein Amphibium zwischen gestern und morgen nennen können. Solche Amphibien zwischen gestern und morgen waren wir alle, darum konnten wir kein Heute finden. Wir sind alle bloß Ansager der Zukunft gewesen. . .

Jänner 1914.

---

[1]) Bahr, Hermann: Gött, in „Bilderbuch", Wien - Leipzig, Wila, Wiener Literarische Anstalt, 1921, S. 27/34.

[2]) Bahr, Hermann: Emil Gött zu seinem 60. Geburtstag, in Beilage zu Pflüger, Monatsschrift für die Heimat 1, 1924, S. 63/64.

[3]) Arthur Kahane, Dramaturg und Theaterkritiker; Max Reinhardt, berühmter Theaterleiter; Alexander Moissi und Lucie Höflich, Schauspieler(in) von Rang.

[4]) Rudolf Hans Bartsch in seinem Roman: „Zwölf aus der Steiermark" (1908).

[5]) Brief Götts an Antonie Bell vom 22. Dezember 1901. Siehe Ausgabe Harden-Rauch, II, S. 536 f.

Lehre mich, ich will nicht haſten!
Schicke mich, ich will nicht raſten!
Aber öffne mir das Auge,
Laß mich ſehn, wozu ich tauge,
Und im ſtürmiſchen Gewühle
Gib mir Ruhe, daß ich fühle.

Emil Gött